

Charlotte Charonne
Hinter dem Lächeln

Dieser Roman wurde von wahren Begebenheiten inspiriert.

Darüber hinaus ist jede Ähnlichkeit
mit lebenden oder toten Personen
sowie realen Geschehnissen
rein zufällig und nicht beabsichtigt.

1. Teil: 1996 – 2000

Verschließe nicht die Augen vor dem Leiden und lasse dein Bewusstsein nicht für seine Existenz abstumpfen.

(Buddha)

1.

Lae, Pattaya 1998

Das Gefängnis in Pattaya lag direkt an der Beach Road, über die Tag für Tag Hunderte von Touristen bummelten. Es wurde von der Strandkulisse aufgesaugt wie Sonnencreme von der Haut und blieb so für die meisten Urlauber unsichtbar. Ihre Blicke flanierten stattdessen über Bars, Cafés, Restaurants, Hotels, Massagesalons, Souvenirläden, Geschäfte mit kopierter Markenkleidung inklusive passender Handtaschen, Schneider, Obstverkäufer, Garküchen und Straßenhändler, die sich wie Perlen auf einer Kette aneinanderreichten. Hier fand das Herz alles was es begehrte – von Raubkopien alter und neuer DVDs über Mitbringsel, Kleidung, Postkarten, Meeresfrüchte, eisgekühltem Bier und schönen Begleiterinnen bis hin zu Schlagringen und Drogen.

Den weißen Sandstrand auf der gegenüberliegenden Seite zierten bunte Sonnenschirme und Sonnenstühle, zwischen denen Eisverkäufer mit roten und himmelblauen Kühlboxen einen Hindernislauf veranstalteten und Händler mit Bauchläden kaufwillige Sonnenanbeter suchten. Mit einem breiten Lächeln auf den Lippen unter den breitrempigen Basthüten boten sie ein skurriles Sammelsurium an, bestehend aus Sonnenbrillen, Baseball-Kappen, Uhren, Schmuck, getrocknetem Fisch, Bananenchips, CDs und sonstigen nützlichen und unnützen Dingen. Dahinter sonnte sich das Meer in aller Ruhe. Seine perfekt aufeinander abgestimmten Blau- und Türkistöne legten die Vermutung nahe, ein Künstler habe bei der Gestaltung dieses Hintergrundes seine Farbpalette gekonnt ausgeschöpft.

Das Gefängnis bot keinen Ausblick auf diese farbenfrohe Szenerie. Statt Fenstern diente ein schmaler Spalt unterhalb der Decke zur Belüftung sowie als Zugang für Mücken und andere Plagegeister, die freiwillig in den feuchten Zellen Unterschlupf suchten.

Lae stand in einer der Gefängniszellen und betrachtete ihre dünnen Arme und Beine, auf denen sich zahlreiche kleine rote Hügel erhoben. Eine Mückenmeute hatte es sich während der letzten Nacht auf ihrem zierlichen Körper gemütlich gemacht, um sich anschließend satt summend zu verabschieden und sie allein mit ihren juckenden Träumen auf dem nackten Boden zurückzulassen.

Lae schob die Versuchung, die kribbelnden Stiche mit ihren schmutzigen Fingernägeln aufzukratzen, angewidert zur Seite wie einen schimmeligen

Duschvorhang, spuckte auf ihre Fingerkuppe und rieb einen besonders brennenden Biss ein. Diesen Trick, das Jucken ein wenig zu überlisten, kannte sie von Mary. Lae benetzte ihre Fingerspitze erneut mit Speichel und bearbeitete die nächsten Stiche, wobei das Echo von Marys Worten in ihrem Kopf widerhallte und Marys Gesicht ihr in der Zelle Gesellschaft leistete.

Nach Laes erster Festnahme vor zwei Jahren hatte Mary ihre Stiche verarztet. Damals blühten dicke Eiterblasen auf ihren Beinen. Sie juckten, brannten und schmerzten nicht nur, sondern verbreiteten beim Aufplatzen einen übelkeitserregenden Geruch. Während der zwei Wochen, in denen Lae im Gefängnis lebte, schmierte Mary täglich eine antibiotische Salbe auf die Blasen. Als Lae fortgebracht wurde, verkrusteten die Wunden bereits.

Mary brachte ihr auch stets frisches Trinkwasser und Essen mit. Lae hörte ihren Magen knurren und dachte voller Sehnsucht an den Reis, das Hühnchen, das Obst sowie die kleinen Milchtüten. Die gesetzliche Essensration für den heutigen Tag hatte sie schon von dem Aufseher erhalten. Die Mahlzeit bestand aus einer Schale Reis, auf dem ein bisschen verbranntes Gemüse thronte. Es war zu wenig zum Leben und zum Sterben zu viel. Einen kleinen Teil dieser Ration hatte das Mädchen sich eigentlich für den Abend aufheben wollen. Nachdem der Reis jedoch als Futterplatz für Fliegen diente, entschied es, die Kostbarkeit besser gleich zu essen, statt sie den dicken Brummern zu überlassen.

Obwohl Lae sich fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu weinen, fühlte sie einige Tränen, die sich den Weg über ihre staubigen Wangen bahnten. Sie wischte sich verärgert mit dem Handrücken über das Gesicht, rieb die Mückenstiche an ihrer linken Wade mit Spucke ein und freute sich über den Effekt. Es half nicht viel, aber wenigstens etwas.

Lae ließ sich auf dem nackten Boden nieder, lehnte den Rücken gegen die Betonwand und kreuzte die Beine. Ein modriger Geruch krabbelte in ihre Nase. Die Schimmelpilze gediehen prächtig bei der hohen Luftfeuchtigkeit. Ihre fast schwarzen Augen folgten aufmerksam den Sonnenstrahlen, die sich den Weg durch die Lichtöffnung bahnten und von dort über die gegenüberliegende Wand huschten, um sich durch die rostigen Gitterstäbe davonzuschleichen.

An Stelle der Tränen liefen ihr jetzt kleine Schweißperlen über Gesicht und Hals. Sie nahm die glänzenden schwarzen Haare, die ihr dick über den Rücken fielen, auf einer Seite zusammen und flocht sie zu einem einfachen Zopf. Leider besaß sie

weder ein Gummi noch ein Band, um die Haare zusammenzubinden. Deshalb hielt sie den Zopf an seinem Ende fest. Auf diese Weise kam zumindest etwas Luft an ihren Nacken.

Das schlichte pinke T-Shirt klebte auf ihrer haselnussbraunen Haut, auf der die tropische Luftfeuchtigkeit einen schimmernden Film bildete. Lae schaute sich in der leeren Gefängniszelle um. Ihr Blick blieb an dem einzigen Gegenstand in der Zelle kleben – einem Eimer, der für ihre Notdurft diente.

Der Raum maß circa zwei mal vier Meter und bot somit genug Platz, um viele schlechte Menschen aufzunehmen. Lae kannte ihn zur Genüge. Als sie zum ersten Mal hierhergekommen war, hatte ihr ein Jahr jüngerer Bruder Loi sie begleitet. Außerdem befanden sich sechs weitere Menschen in dem kleinen Raum. Damals war sie sechs Jahre alt gewesen.

Bis dahin hatte Lae gemeinsam mit Loi, drei weiteren Geschwistern und ihren Eltern in Myanmar gelebt. Ihre Mutter weinte oft, weil sich in dem Reissack meistens kein einziges Korn befand. Eines Tages kamen zwei Männer und holten Lae und Loi ab. Lae wollte nicht mit ihnen gehen. Ihre Mutter erklärte ihr jedoch, sie hätten es in Thailand besser, weil ein Ehepaar, das selber keine Kinder habe, sie zu sich nehmen wolle. Sie bekämen jeden Tag genügend zu essen und dürften sogar in die Schule gehen.

Die Geschwister machten sich auf die lange Reise, kamen aber niemals bei diesem Ehepaar an. Sie wurden zu einem Haus unweit von Pattaya gekarrt, das noch acht weiteren Kindern als Versteck diente. Die Kinder durften dieses Haus nur nachts verlassen, wenn sie mit verbundenen Augen in die Stadt verfrachtet und in einem Hotelzimmer abgeliefert wurden.

Eines Nachts war das Hotel, in dem sich Lae und Loi befanden, von Polizisten gestürmt worden. Lae kamen sie wie Engel vor, die zu ihrer Rettung herbeiflogen waren. Natürlich glaubte Lae, sie würden nun zu ihrer neuen Familie gebracht. Stattdessen landete sie gemeinsam mit ihrem Bruder im Gefängnis.

Da die Geschwister weder Thai noch Englisch sprachen, bekamen sie nicht mit, in welcher Misere sie sich befanden. Sie galten als illegale Einwanderer und warteten unwissentlich auf ihre Abschiebung. Eines Abends wurden sie abgeholt und zurück nach Myanmar befördert.

Als Lae den Grenzübergang in Ranong erkannte, weinte sie erleichtert. Sie konnte kaum glauben, dass der Alptraum ein Ende finden und sie schon bald bei ihren Eltern sein sollte. Doch dazu kam es nicht.

Die thailändischen Beamten übergaben Lae und Loi an die Kollegen in Myanmar. Diese reichten sie an andere helfende Hände weiter und diese wiederum an andere. Schließlich wurde das Paar anstatt zu seinen Eltern zurück nach Pattaya gebracht.

In den letzten zwei Jahren war Lae drei Mal von der Polizei aufgegriffen, im Gefängnis zwischengelagert und nach Myanmar überführt worden. Jedes Mal war Mary erschienen und hatte sich um sie und Loi gekümmert.

Nun war Loi erstmals nicht bei ihr. Lae hatte ihren Bruder schon seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Ihre Fragen, wo er sei, blieben von den Männern, die sie bewachten, unbeantwortet.

„Vielleicht ist er entkommen“, dachte Lae. Vielleicht könnte auch sie entkommen und dann würde sie ihn suchen. Vielleicht. Lae saugte die Unterlippe ein und kaute mit ihren Zähnen auf ihr herum, bis ein metallener Geschmack ihren Mund erfüllte. Dann schloss sie die Lider und tat das Einzige, was sie nun tun konnte. Sie wartete. Sie wartete auf Mary.

2.

Mary, Pattaya 1996

Mary lachte ausgelassen und tätschelte einer Gruppe Kinder, die sie um Beine und Hüfte umschlungen hielten, zärtlich auf die Rücken.

„Hey, erdrückt mich nicht.“ Mary rollte ihre großen blauen Augen, röchelte kläglich und zwinkerte den Kindern schelmisch zu. „Am Montag sehen wir uns ja schon wieder. Ich werde euch ganz bestimmt eine Überraschung mitbringen!“

„Wirklich, Miss Mary?“

„Versprochen, Miss Mary?“

„Was denn, Miss Mary?“, sprudelte es aus dem Kinderknäuel hervor.

„Na, wenn ich es euch verrate, ist es ja wohl keine Überraschung mehr, oder?“ Marys Grübchen tanzten. „Falls ihr mich jetzt nicht gehen lasst, habe ich aber keine Zeit, um Vorbereitungen zu treffen. Das ist doch klar, oder?“

„Klar!“

„Ganz, ganz klar!“

„Wir sind doch nicht dumm!“, stieß der Kinderchor hervor.

„Nein, das seid ihr in der Tat nicht. Im Gegenteil. Ihr seid super-schlau, und deshalb freue ich mich schon riesig darauf, euch nach dem Wochenende wiederzusehen.“

Die Kinder ließen Mary los und winkten ihr fröhlich zu.

„Auf Wiedersehen, Miss Mary.“

„Tschüss.“

„Bis Montag.“

„Bis Montag, meine Süßen.“ Amüsiert klemmte Mary ihre abgenutzte braune Ledertasche unter den Arm und bahnte sich ihren Weg durch den Schulkorridor, der von unendlich vielen Kinderstimmen erfüllt war. Sie erreichte gerade den Parkplatz, auf dem ihr klapperiger Toyota parkte, als sie ihren Namen hörte.

„Miss Mary! Hallo, Miss Mary! Bin ich froh, Sie noch zu erwischen.“

Mary drehte sich in Richtung der Rufe und erblickte Sally, eine Mutter, deren Zwillinge ihre Klasse bereicherten.

„Hallo, Sally. Wie geht es Ihnen?“

„Mir geht es sehr gut. Danke der Nachfrage. Und Ihnen?“

„Oh“, Mary lachte herzlich, „mir geht es permanent gut. Vor allem, wenn ich so

große Tüten sehe, die sicherlich für mich bestimmt sind.“

„Natürlich sind die für Sie.“ Sally stimmte in das Lachen ein. „Wir haben endlich Spielsachen und Kinderkleidung ausgemistet. Joana fällt es viel leichter, sich von ihren Schätzen zu trennen, wenn sie weiß, einem anderen Mädchen hiermit eine Freude zu machen. Meinen Sie, Sie können den Krempel noch verwenden? Möchten Sie einen Blick darauf werfen?“

„Das ist nicht nötig. Ich kann alles gebrauchen“, meinte Mary verschmitzt. „Das ist allgemein bekannt, oder?“

„Ja“, lachte Sally, „das ist es wirklich.“

„Vielen, vielen Dank. Das ist ausgesprochen großzügig von Ihnen.“ Marys Augen leuchteten vor Vergnügen in Anbetracht der Schatztüten.

„Sie brauchen sich nicht zu bedanken. Das ist selbstverständlich.“ Sally strich sich eine braune Haarsträhne hinters Ohr. „Wenn Sie den Kofferraum aufmachen, helfe ich Ihnen, die Sachen einzuladen.“

„Es ist leider nicht für alle selbstverständlich.“ Marys Miene wurde ernst. „Ich bin Ihnen wirklich dankbar für ihre Unterstützung.“ Mary wühlte in ihrer Tasche nach dem Schlüssel und hob die Heckklappe an. „Da passt unter Garantie noch ein Sack rein. Ich habe schon eine Notration mit haltbaren Lebensmitteln für das Gefängnis vorbereitet.“

Gemeinsam verstauten sie einen großen, mit ausrangierter Kinderkleidung gefüllten Plastiksack im Kofferraum und einen zweiten auf dem Fahrersitz.

„Wenn Sie Platz auf dem Rücksitz schaffen, hole ich noch einen Karton mit Büchern, Malbüchern, Stiften und Spielzeug aus meinem Auto.“

„Soll das etwa heißen, ich sei unordentlich?“ Marys dicke dunkelblonde Brauen schnellten in die Höhe. Ihr Mund verzog sich schmollend.

„Nein, natürlich nicht. Ich würde Sie niemals als unordentlich bezeichnen“, entgegnete Sally lachend.

Mary stimmte in das Lachen ein und pustete eine Locke aus ihrer Stirn. Während Sally das Kinderspielzeug aus dem Auto holte, stapelte sie flink verschiedene ausrangierte Decken und Handtücher, die ihr eine Kollegin in der Mittagspause überlassen hatte, platzsparend aufeinander. Mary hatte diese bedenkenlos auf die Rückbank geschmissen, um keine wertvollen Minuten zu vergeuden. Die Decken liefen nicht weg. Es schadete nichts, sie erst am Abend daheim zu falten. Viel lieber bot sie sich in der Pause den Kindern zum Spielen an. Die Einkaufstasche, die Reis,

Nudeln, Öl und Fischöl sowie ein Stück Seife für eine Familie in den Slums enthielt, platzierte sie im Fußraum.

„Na, da ist ja noch massig Platz“, scherzte Sally, die mit einer Umzugskiste neben dem Auto erschien. Zusammen hoben die Frauen den Karton auf den Rücksitz.

„Toll“, strahlte Mary. „Eine ganze Fuhre voller wertvoller Sachen. Jetzt kann meine Runde beginnen.“

„Ich weiß echt nicht, wo Sie die Energie hernehmen, sich nach einem Schultag noch bis tief in die Nacht sozial zu engagieren“, staunte Sally, ehrlich beeindruckt.

„Ach, das ist eigentlich ganz einfach. Ich habe weder Kinder noch Babys, die mich nachmittags, abends oder sogar die ganze Nacht beschäftigen!“

„Eine ruhige Nacht wäre himmlisch.“ Sally kräuselte die Stirn. „Wenigstens wird es besser. Jonathan schläft mittlerweile manchmal schon fast durch und meine Zwillinge toben sich bei Ihnen aus. Dadurch sind sie zuhause handzahn. Fast zumindest.“

„Das will ich hoffen“, entgegnete Mary mit aufgesetzter Strenge. „Vielen Dank nochmals. Einen angenehmen Nachmittag.“

„Das wünsche ich Ihnen ebenso.“

Mary stieg in ihren rostigen Toyota, startete den Motor und winkte Sally abermals zu, als sie das Auto in Richtung Ausfahrt lenkte.

„Sally ist richtig liebenswert“, dachte Mary, während sie über die Landstraße in Richtung Pattaya fuhr. Sie war absolut dankbar für die Unterstützung, die sie von vielen Eltern für ihre Projekte erhielt. Manchmal, wenn Mary neu zugezogene Eltern ansprach, um Spenden für das Gefängnis zu sammeln, stieß sie oft auf Unverständnis. Die meisten glaubten, diejenigen, die im Gefängnis saßen, hätten es wahrlich nicht anders verdient. Wahrscheinlich, so vermuteten sie, handelte es sich um Diebe, Mörder, Drogenhändler oder Prostituierte. So war es aber keineswegs.

Einen Teil der Inhaftierten bildeten freilich Kleinkriminelle und Drogendealer. Das Gefängnis offerierte obendrein Touristen, die im Alkohol gebadet und sich auf einer Soi zur nächtlichen Ruhe gebettet hatten, in eine Schlägerei gerieten oder ihre Rechnungen nicht bezahlten, einen freien Platz. Der Großteil der Gefängnisinsassen stammte jedoch aus den noch ärmeren Nachbarländern, die an Thailand grenzten, vor allem aus Myanmar und Kambodscha. Zahlreiche Wanderarbeiter überschritten illegal die Landesgrenzen, da sie hofften, in Thailand ihr Glück zu finden. Im Allgemeinen brachten sie ihre Kinder und oftmals überdies ihre Eltern mit. Unter

härtesten Bedingungen schufteten sie auf Baustellen, in deren Nähe sie in primitiven Bretterbuden oder Blechbehausungen wohnten, die sie sich aus Abfall und Müll errichteten.

Für einen niedrigen Lohn, der kaum die Lebenshaltungskosten deckte, übernahmen sowohl Männer als auch Frauen harte körperliche Arbeiten. Daneben verrichteten die Kinder des Öfteren leichte Aufgaben. Sobald der Zahltag herbeieilte, erfolgte seitens mancher Arbeitgeber eine Anzeige wegen der fehlenden Arbeiterlaubnis. Statt des Lohns erwartete die Arbeiter die Abschiebung. Bis dahin wurden sie im Gefängnis zwischengelagert. Dorthin durften sie nur die Kleidung, die sie am Leibe trugen, mitbringen. Am Ende kehrten sie noch ärmer in ihre Länder zurück, als sie gekommen waren.

Mary hatte schließlich im Laufe eines Elternabends beschlossen, auf die Situation der Wanderarbeiter aufmerksam zu machen. Nachdem sie ihren Bericht beendet hatte, musterten sie unzählige Augenpaare schockiert. Solch eine Situation sprengte schlichtweg das Vorstellungsvermögen zahlreicher Eltern. Schon am nächsten Tag hatte Mary die ersten Spenden in Form von ausrangierter Kleidung erhalten.

Mittlerweile stiftete ein Großteil der Eltern regelmäßig – die einen reichlich, die anderen spärlicher. Manche bedachten sie mit einem Korb haltbarer Lebensmittel, wenn sie ihre eigenen Einkäufe tätigten. Andere überzeugten ihre Kinder, Kuscheltiere und anderes Spielzeug, die für sie weiter keine Bedeutung besaßen, an Mary weiterzugeben. Die nächsten spendeten Geld für Medikamente.

Eigentlich hatte sich Mary an einer internationalen Schule in Thailand beworben, um mit Kindern aus aller Welt zusammenzuarbeiten. Sie hatte es sich spannend vorgestellt, viele verschiedene Kulturen kennenzulernen und den Kindern dabei zu helfen, auf andere Lebensweisen und Menschen offen und ohne Vorurteile zuzugehen. Nun arbeitete sie hier schon seit drei Jahren als Lehrerin und schenkte den Fünfjährigen ihr Herz. Mit Freude lehrte sie den Kleinen das Alphabet und das Zählen, sang, bastelte und spielte mit ihnen. Kinder, vor allem ihre Begeisterungsfähigkeit sowie ihre Unvoreingenommenheit, hatten Mary schon seit jeher fasziniert.

An der Schule trafen über vierzig Nationen aufeinander, die aus allen Kontinenten stammten. Nur ein sehr geringer Teil der Schüler kam aus Thai-Familien, die der Oberschicht angehörten, da die Schulgebühren in exorbitanter Höhe

schwebten. Für die anderen Familien deckten in der Regel die Firmen, die ihre Angestellten vorübergehend ins Ausland schickten, die anfallenden Kosten. Diese sogenannten Expatriierten führten in Thailand nicht selten ein relativ luxuriöses Leben, einerseits im Austausch für die Trennung von Freunden und Familie, andererseits als Zugeständnis an die Arbeitsbelastung der Männer, die häufig einem Sechzehn-Stunden-Tag gegenüberstanden und darüber hinaus oftmals an den Wochenenden in den Firmen zur Tat schreiten mussten. Zum Ausgleich boten sich immerhin Golf, Tennis und Wassersport an, wenn das Wochenende glücklicherweise arbeitsfrei blieb.

Derweil freuten sich die Expat-Frauen über die neugewonnene Zeit. Von den Familien wurde erwartet, eine Maid, das heißt ein Hausmädchen, anzustellen und auf diese Weise einen Beitrag für das Land zu leisten. Eine Maid verdiente in etwa einhundertzwanzig Euro pro Monat und stellte folglich eine günstige Unterstützung dar. Dafür erledigte sie alle Arbeiten rund um das Haus. Je nach Wunsch der Familie putzte und kochte sie, hütete die Haustiere oder bemutterte die Kinder.

Die dadurch gewonnene Freizeit nutzten die Frauen natürlich ganz unterschiedlich. Manche verschrieben sich dem Shoppen oder dem Sport, besuchten Kochklassen und Literaturkreise oder lernten die Landessprache. Andere machten Massagekurse in Tempeln oder genossen selbst die ein oder andere Massage. Eine Handvoll absolvierte ein Fernstudium.

Wieder andere, die Mary eindeutig bevorzugte, engagierten sich in der Schule oder in sozialen örtlichen Projekten. Es gab Mütter, die einige Stunden der Schule widmeten, um den Kindern vorzulesen oder mit ihnen zusätzlich Lesen zu üben. Einige Frauen organisierten Klassen- und Schulfeste. Dies war sehr wichtig, da die Schule im Ausland die Familie ersetzte und ein soziales Netz schuf.

Desgleichen bedurften die karitativen Projekte der Schule helfender Hände. So wurden zum Beispiel Wohltätigkeitsläufe veranstaltet, deren Erlös Kinderheimen in Pattaya zu Gute kam, oder der jährliche „Giving Tree“ zur Weihnachtszeit. Hierbei wurde ein Weihnachtsbaum in der Aula aufgestellt, an dem Papiersterne mit bescheidenen Wünschen der Kinder aus einem ausgewählten Slum hingen. Die Schüler nahmen einen Stern ab und hängten dafür das entsprechende Geschenk an den Baum. Dabei handelte es sich meist um nützliche Dinge wie Zahnbürsten, Shampoo und Seife, sowie Schreibhefte und Stifte. Wer mehr schenken wollte, pflückte einen großen Stern vom Baum, zum Beispiel für ein T-Shirt, eine Hose oder

eine Decke. Diese Präsente schlummerten dann unter dem Baum bis freudige Hände sie auswickelten und zum Leben erweckten.

Ansonsten halfen viele Frauen ehrenamtlich in den Waisenhäusern oder leisteten medizinische Versorgung in den Slums, wenn es sich um Ärztinnen oder Krankenschwestern handelte, die ihre Männer begleiteten und in Thailand selbst keine Arbeitserlaubnis erhielten. Es bestanden viele Möglichkeiten, sich sozial zu betätigen und Gutes zu tun, wenn man die Augen nicht vor dem Leiden verschloss.

In Gedanken vertieft, lenkte Mary das Auto durch die üppige Vegetation. Überall in Thailand, wo kein Haus stand, grünte und blühte es. Das tropische Pflanzenreich war üppig und schien regelrecht zu wuchern. Mary schätzte die Farbenpracht, die niemals einschloß, um einem stumpfen Novembergrau das Zepter zu überlassen. Palmen, Bäume und Büsche strotzten sowohl in der Regenzeit als auch in der Trockenperiode vor bunten Blüten und Früchten. Es erschien ihr paradiesisch schön – zumindest für diejenigen, die über die im Paradies notwendigen finanziellen Mittel verfügten. Der Großteil der Bevölkerung war bedauerlicherweise bettelarm. Die gesunde Mittelschicht, wie in Entwicklungs- und Schwellenländern üblich, fehlte.

Mary gelangte zum Goh Pai Slum. Sie hielt vor einer armseligen Behausung, die kaum die Bezeichnung Hütte verdiente. Ihre Konstruktion war der traditionellen Bauweise der Thai-Häuser nachempfunden, die stets auf Pfählen schwebten. Zum einen wurden die Bewohner hierdurch vor Überschwemmungen bewahrt. Zum anderen ergab sich dadurch ein höherer Schutz vor Schlangen und Ungeziefer, die ihrerseits einen Unterschlupf suchten. Zwischen den Pfählen unter dem Wohnraum fand das Vieh Schutz vor Sonne und Regen. Üblicherweise bauten die Thais diese Häuser aus Holz. In den Slums herrschte hingegen Kreativität. Alle erdenklichen Materialien und Müllschätze fanden Verwendung, um eine Unterkunft zu kreieren.

An diesem Platz waren vier Pfosten in die Erde geschlagen. Etwa einen halben Meter über dem Boden befand sich ein zwei mal zwei Meter großes Brett, das als Wohn-, Ess- und Schlafzimmer diente. Die Erhöhung schützte den Wohnraum in der Regenzeit vor einströmendem Wasser vom Boden. Oben auf den Pfosten wackelte ein provisorisch befestigtes Wellblech als Regen- und Sonnenschutz. Die Seiten bekleideten Streifen unterschiedlicher Plastikfolie, die sich bei Bedarf hochrollen ließen. Hier wohnte der neun Jahre alte Bee mit seiner Großmutter Tang.

Bees Eltern waren vor drei Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Der Pickup, auf dessen Ladefläche sich seine Eltern befanden, als sie von der Arbeit

nach Hause führen, wurde von einem Lkw regelrecht überrollt. Keiner überlebte den Unfall. Leider passierten derartige tödliche Unfälle in Thailand sehr häufig. Ganze Familien bewegten sich auf einem Moped ohne Helme. Im Falle eines Unfalls waren meist zahlreiche Menschen beteiligt und die Quote der Unfalltoten dementsprechend eine der höchsten in der Welt.

Tang hatte Bee nach dem Tod seiner Eltern aufgenommen. Sie war zwar erst sechzig Jahre alt, aber seit zwei Jahren aufgrund eines Schlaganfalls arbeitsunfähig. Seit diesem Vorfall spielte ihr die rechte Körperseite unkontrollierbare Streiche. Das bisschen Geld, das ihr zur Verfügung stand, bekam sie für Dienste, die sie den Nachbarn erwies. So hütete Tang Kinder, stopfte Kleidung und hoffte geduldig auf eine Handvoll Münzen.

Da Tang kein Geld verdiente, blieb der Besuch einer Schule für Bee einer der vielen unerfüllbaren Wünsche. Zwar war der Unterricht kostenlos, allerdings mussten die Schuluniform und das Essensgeld von den Familien bezahlt werden. Für Bee waren dies jährlich dreitausendfünfhundert Baht für die Schuluniform und die Bücher sowie monatlich siebenhundertfünfzig Baht für das Essen und den Transport. Das machten im Jahr zweihundertvierzig Euro – ein für Tang unerschwingliches Vermögen.

Mary würgte den Motor ab, als Bee hoffnungsvoll die Tür aufriss.

„Hallo, Miss Mary!“ Bee jubelte und verrenkte seinen Kopf, um einen Ausblick auf die Rückbank zu erhaschen. „Oh, haben Sie viele Sachen. Ist irgendetwas für uns dabei?“

„Ganz gewiss“, bestätigte sie schmunzelnd. „Sogar eine riesengroße Sensation.“

„Riesengroß? Wie riesengroß?“ Bees Pupillen tasteten das Wageninnere ab.

„Fast so groß wie ein Elefant.“ Mary stieg aus und hätte beinahe ihre Hand durch Bees struppige Haare reisen lassen. Gerade noch rechtzeitig erinnerte sie sich an das bestehende Tabu.

Das Anfassen des Kopfes galt in Thailand als unhöflich, da er – so glaubten die Thais – die Seele und das spirituelle Zentrum eines Menschen beherbergte. Stattdessen klopfte sie Bee auf die Schulter. Es existierten zahlreiche kulturelle Gewohnheiten und Umgangsformen, an die Mary sich hatte gewöhnen müssen. Einmal gelernte Verhaltensweisen ließen sich nicht so problemlos abstreifen wie abgetragene Schuhe.

„Wo denn? Ich sehe gar nichts? Im Kofferraum?“ Bee lief hinter das Auto und

trippelte vor der Heckklappe hin und her.

„Nein. Es ist in meinem Kopf.“ Mary schaute Bee verschwörerisch an. Als sie seinen verdutzten Gesichtsausdruck sah, fügte sie lachend hinzu: „Es ist eine ganz tolle Neuigkeit, die ich für dich und deine Oma habe. Doch bevor ich euch davon berichte, habe ich noch eine Überraschung für dich.“

Mary klappte den Fahrersitz nach vorne und holte einen Fußball hervor, den einer ihrer Schüler gestern gestiftet hatte. Mary hatte gleich an Bee gedacht, sobald sie den gebrauchten Ball in den Händen hielt. Sie wusste, Bee würde sich aufrichtig darüber freuen. Er besaß keinen Lederball, sondern nur einen Stoffball, den seine Großmutter aus unbrauchbarer Kleidung für ihn gefertigt hatte.

„Oh, Miss Mary“, die Worte purzelten aus Bees Mund und schlugen vor lauter Freude Salti, „ist der wirklich für mich? Ist der wirklich für mich? Das ist der schönste Fußball, den ich jemals gesehen habe! Vielen Dank.“

„Der ist hundertprozentig für dich.“ Mary drückte Bee den Ball in die verstaubten Hände. Strahlend betrachtete der Junge ihn von allen Seiten.

„Der ist total toll. Vielen Dank.“

„Nun reicht es mit dem Bedanken. Lass mich noch die Tüte mit den Lebensmitteln aus dem Auto holen und uns zu deiner Großmutter gehen.“ Mary holte die Sachen aus dem Auto, während der Junge sein Spielzeug fest umschlang.

„Magst du mich schon mal bei deiner Großmutter ankündigen?“

Bee dreht sich um und stürmte auf die Hütte zu.

„Oma, Oma, Miss Mary ist da“, trällerte Bee. „Schau mal, was sie mir geschenkt hat. Einen Fußball. Einen echten Lederfußball ganz für mich alleine.“

Die alte Frau reckte den Kopf aus der Bude und streichelte ihrem Enkel zärtlich über die Wange.

„Das ist schön, Bee.“ An Mary gewandt setzte sie hinzu: „Sie haben fürwahr ein warmes Herz. Es ist schön, Sie zu sehen. Wie geht es Ihnen?“

„Swatdii kha, Khun Tang¹“, grüßte Mary die alte Frau respektvoll. „Mir geht es sehr gut und Ihnen?“

„Danke, mein Mädchen. Wenn ich Sie sehe, geht es mir gut.“ Tangs Mimik funkelte, als Mary ihr die Tüte mit den Lebensmitteln reichte. „Vielen Dank! Das ist

¹ „Guten Tag, Frau Tang.“ In Thailand werden Personen mit ihrem Vornamen angesprochen. Vor den Vornamen wird, sofern es sich nicht um gute Freunde handelt, das ‚Khun‘ gestellt, was in etwa unserem ‚Frau‘ bzw. unserem ‚Herr‘ entspricht.

meine Lieblingsfischsauce. Mit der wird der gebratene Reis besonders gut.“

„Das ist unbestreitbar die beste Sauce, obwohl sie eine der billigsten ist. Ich benutze sie jetzt auch ausschließlich. Danke für den Tipp.“ Mary blinzelte der alten Frau zu. „Darf ich mich einen Moment setzen? Ich möchte etwas mit Ihnen und Bee besprechen.“

„Natürlich!“ Tang winkte Mary herein. „Kommen Sie nur, kommen Sie.“

Mary streifte ihre Sandalen ab und betrat über zwei Kisten, die eine Treppe formten, das Haus. In Thailand galt es als unhöflich, die Schuhe beim Betreten eines Hauses nicht abzulegen. Dies galt ebenso für eine Blechhütte. Bee, der das Brett ohne die Benutzung der provisorischen Treppe erklimmte, hockte sich im Schneidersitz neben seine Großmutter. Beide guckten Mary still an.

Obgleich die junge Frau die Blechbude in- und auswendig kannte, erschrak sie wieder einmal über die Armut, in der Bee und Tang lebten. Der Boden war nackt. In einer Ecke türmten sich die Habseligkeiten der beiden. Ordentlich zusammengerollt lagen dort zwei Bastmatten, die das Bett ersetzen. Am Abend wurden sie ausgerollt und verwandelten so das Wohnzimmer in einen Schlafraum. Eine durchsichtige Plastikkiste mit Deckel gewährte den Küchenutensilien Platz. Sie bestanden aus einem Gaskocher mit einer Flamme, einem Topf mit Bastaufsatz, in dem der billige Klebereis gekocht wurde, einer Wokpfanne, einem Küchenmesser, einem Holzbrett, zwei Plastiktellern, zwei Plastikschüsseln, zwei Plastiktassen, zwei Löffeln, zwei Gabeln, zwei Paar Essstäbchen und zwei Suppenlöffeln.

Beim Anblick der Stäbchen und Löffel schmunzelte Mary innerlich. Sie hatte sich kurzerhand an das Essen mit Löffel und Gabel gewöhnt, die König Mongkut im 18. Jahrhundert eingeführt hatte und die seitdem die Essstäbchen ersetzten. Anfangs fand sie es befremdlich, das Essen mit der Gabel zu portionieren und den Löffel zum Mund zu führen, hatte diese Gepflogenheit dann doch schnell übernommen. Einen extra Spaß bereitete ihr allerdings das Hantieren mit den Stäbchen, die nur für den Verzehr von Suppen verwendet wurden. Das Schlürfen der Nudeln erinnerte sie stets an das Kinderlachen am Küchentisch, wenn sie gemeinsam mit ihren Brüdern Spaghetti aß. Ihr Bruder Ben steckte sich ständig die Zeigefinger in die Ohren und drehte sie solange, bis die Nudeln aufgewickelt in seinem Mund verschwunden waren.

Mary wunderte sich insgeheim, warum man die Suppenbrühe nicht einfach aus den Schalen trank, um den Spaß komplett zu machen. Sie musste sich ständig

zurückhalten und stattdessen brav den speziell geformten Löffel benutzen, der hierzu gereicht wurde.

„Ich hoffe, es gibt kein Problem“, argwöhnte Tang.

„Nein, nein.“ Mary klopfte ihr beruhigend auf den Arm. „Ganz im Gegenteil. Ich habe eine wunderbare Neuigkeit für Sie.“ Sie wandte ihren Blick zu Bee. „Bee“, sprach sie den Jungen an. „Möchtest du in die Schule gehen?“

„Nein.“ Verblüfft blickte Bee zu Mary. Knapper hätte seine Antwort nicht ausfallen können. Die Reaktion überraschte Mary nicht. Bee wahrte sein Gesicht. Er wusste, dass eine Schuluniform das Budget seiner Großmutter sprengte und wollte weder sie noch sich in Verlegenheit bringen.

„Mmmh“, Mary wiegte nachdenklich den Kopf, „das ist schade. Ich habe einen Sponsor gefunden.“ Sie machte eine Pause, um das Wort in den Raum sinken zu lassen. „Wenn du nicht zur Schule gehen möchtest, werde ich einen anderen Jungen fragen.“

„Was ist ein Spondor?“ Gepiesackt von dem auflodernden Interesse rutschte Bee auf dem Hosenboden hin und her.

„Ein Sponsor ist jemand, der einem hilft. Ich habe jemanden gefunden, der einem Jungen eine Schuluniform kaufen möchte, damit dieser in die Schule gehen darf. Wenn du möchtest, kannst du diese Schuluniform haben.“ Mary betrachtete Tang aus den Augenwinkeln und erspähte, wie diese sich mit dem Handrücken einige Tränen trocknete, die auf ihren Wangenknochen blitzten.

„Jemand möchte mir eine Schuluniform schenken?“, fasste Bee das Gehörte ungläubig zusammen.

„Wenn Du möchtest, ja“, beteuerte Mary. „Dein Sponsor übernimmt auch die Kosten für die Bücher, den Schulbus und das Mittagessen, aber nur, wenn du tatsächlich in die Schule gehen willst und versprichst, dich anzustrengen und viel zu lernen.“

„Ja.“ Bee sprang auf und flog Mary um den Hals. „Ja, ich verspreche es. Ich werde ganz viel lernen. Ich will in die Schule gehen.“

„Das ist großartig!“ Mary tätschelte seinen Rücken. „Herrlich! Somit geht es nach den Songkran Ferien los. Das ist der Beginn für das neue Schuljahr.“

„Das ist schon ganz bald.“ Bee quetschte Mary fast die Luft ab. „Ich freue mich so auf die Schule. Und auf Songkran.“

„Ich freue mich auch auf Songkran“, frohlockte Mary. Bees Reaktion auf das

Schulangebot machte sie rundum glücklich. „Das ist das feuchteste Neujahrsfest der Welt. Nirgends anders wird so viel Wasser verspritzt wie in Thailand. Das bringt garantiert jede Menge Glück. Da kann mit der Schule gar nichts schiefgehen, oder?“ Mary fing Tangs Blick ein, der in warmer Dankbarkeit badete.

„Vielen Dank. Wie haben Sie das nur wieder geschafft?“

„Das war nicht ich. Das ist Gottes Werk“, wehrte Mary ab. Für heute hatte sie schon genug Dankbarkeit geerntet. Diese Tat schrieb sie nicht sich selbst zu. Sie hatte einer Mutter in der Schule von dem aufgeweckten Jungen und seinen Lebensbedingungen erzählt. Die Frau bot daraufhin spontan an, die Schulkosten für Bee zu übernehmen.

„Vielleicht könnte ich nächste Woche ein Foto von Bee machen? Darüber würde sich die Familie sicherlich sehr freuen.“

„Über ein Foto von mir?“, staunte Bee.

„Von dir höchstpersönlich“, schäkerte Mary, „und ich werde sie fragen, ob sie mir ein Foto von sich geben. Dann weißt du, wie dein Sponsor aussieht.“

„Ja“, lachte Bees Stimme, „mein Sponsor.“

„So“, Mary erhob sich, „ich würde gern noch bleiben, muss aber leider weiter. Wir sehen uns nächste Woche. Okay?“ Sie stieg die Kistentreppe herunter. „Vergiss nicht, mit dem Ball zu spielen.“

„Wie könnte ich das vergessen? Das werde ich den ganzen Tag tun.“

„Da wird sich der Ball freuen. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen und vielen Dank!“ Bees und Tangs Verabschiedungen huschten über Blech, Plastik und ausgedörrte Erde, als Mary ihr Auto bestieg und ihre Fahrt in Richtung Beach Road startete.

Mary beschloss, das Gefängnis über die Naklua Road anzufahren, um auf dem Naklua Markt noch frisches Obst für die Inhaftierten zu kaufen. Sie liebte diesen nördlichen Stadtteil, der circa vier Kilometer von der belebten Beach Road entfernt lag. Hier ging es sehr viel ruhiger zu als in Pattayas Zentrum oder in den südlichen Bereichen.

Entlang der Naklua Road und in den Nebenstraßen und Gassen, den Sois, fanden sich viele Restaurants mit hervorragender Thai-Küche sowie Lokale, die gute deutsche Küche anboten. In diesem Viertel fanden sich nur vereinzelt Hotels, die zumeist deutsche Gäste beherbergten. Deshalb wurde Naklua auch „Deutsches Viertel“ genannt.

Mary bewunderte einen Frangipani-Baum, der mit seiner unglaublich üppigen Blütenpracht prahlte. Der süßlich verführerische Duft kletterte in ihre Nase und für den Bruchteil einer Sekunde schloss sie die Lider. Fast verpasste sie dadurch die Einfahrt, die sich zu dem Parkplatz des Marktes schlängelte.

„Eventuell stimmen die alten Thai-Erzählungen tatsächlich“, dachte Mary kopfschüttelnd, „und in dem Baum wohnen Geister und Dämonen.“ Der Duft war ausgesprochen betörend.

Es verwunderte Mary nicht, dass diese Bäume ebenfalls als Tempelbäume bezeichnet wurden. Oftmals fand man sie in Tempelanlagen, wo sie ihrer Schönheit wegen gepflanzt wurden. Mary bevorzugte den weißen Frangipani. Die Blüten wirkten manchmal sogar noch frisch, wenn sie wie von Zauberhand gepflückt von den Bäumen fielen und den Boden zierten. Dankbare Passanten sammelten sie dann ein, um das Haus mit ihrer Anmut und ihrem Duft zu dekorieren. Sie zierten Kopfkissen und schwammen in Keramikschalen, bis sie am Ende doch verwelkten.

Mary parkte den Wagen auf dem Parkplatz. Auf dem Meer tanzten die Fischerboote wie Federn im Wind. Die Fischer lieferten die Fische und Meeresfrüchte, die ihnen das Meer überreichte, direkt an die Marktstände. Dort wurde alles in Blechwannen auf Eisblöcken künstlerisch arrangiert. Fleißige Hände halfen, die gierigen Fliegen mit Fächern zu vertreiben, um den Fang appetitlich anzubieten. Neben den Fischen befanden sich Tröge, in denen Kröten quakten. Um sie am Herausspringen zu hindern, deckten fein geknüpft Netze die Kübel ab.

Außer Fisch, Meeresfrüchten und Kröten lockten noch viele andere Waren. In einem Gang wurde Fleisch aller Art verkauft, das ungekühlt seine Käufer fand; in einem anderen hausten Hühner-, Gänse- und Vogeleier. Dahinter reihten sich die Gemüseverkäufer mit ihrer bunten Vielfalt aneinander. Es fanden sich Gemüsesorten, die in westlichen Ländern ebenfalls bekannt waren, wie Brokkoli, Blumenkohl, Paprikas in Gelb, Grün und Rot, Rotkohl und Weißkohl, Auberginen, Lauch und vieles mehr. Zusätzlich präsentierte sich ein unendliches Angebot an Pilzsorten und grünem Blattgemüse, das in der Thai-Küche seine Würdigung erhielt.

Mary eilte an zahlreichen Blumenständen vorbei und machte Halt, um eine Blumenkette für ihr Auto zu erstehen. Die Ketten aus Jasminblüten, die mit einer roten Rose veredelt waren, sollten Schutz und Glück bringen. Wenngleich Mary nicht abergläubig war, vermochte sie sich nicht den weißen Blüten und ihrem intensiven Duft zu entziehen.

Als sie die Reihe mit den gekochten Gerichten durchquerte, um die Obsthändler zu erreichen, kletterte das Aroma von gebratenem Hühnchen und gerösteten Garnelen in ihre Nase. Sie erblickte eine ältere Frau, die mit Hingabe Pad Siew Eew zubereitete. Die gebratenen breiten Reismudeln verkörperten eine der vielen Thai-Spezialitäten, die es allezeit schafften, Mary das Wasser im Munde zusammenlaufen zu lassen. Ihr Appetit und ihr Magen mussten sich indes noch gedulden.

Endlich gelangte sie zum Obst, dessen Farbpalette jeden Maler neidisch machte. Drachenfrüchte, Guava, verschiedenen Melonensorten, Ananas, Sternfrüchte, Satsuma, Orangen, Limonen, Zitronen, Bananen in allen Größen, Äpfel von Gelb über Rot bis Grün, Birnen, grüne und rote Trauben, Kiwis, Papayas, Mangos, Litschi-Sorten und Koksnüsse schafften ein perfektes Bild.

Mary füllte ihren Korb mit Bananen, Äpfeln und Birnen, die sie zuvor gründlich abwischte. Zusätzlich kaufte sie Ananas, Wassermelone und Pomelo, die bereits in mundgerechte Stückchen geschnitten, auf Plastikschaalen arrangiert und mit Klarsichtfolie abgedeckt worden waren. Praktischerweise lagen diesen Obstpäckchen sogar Pikser bei sowie Tütchen mit einem Gemisch aus Zucker, Salz und Chilipulver, in das die süß-saure Zitrusfrucht gedippt wurde.

Mit dem vollen Tragekorb hastete Mary zurück zu ihrem Wagen und fädelt sich wieder in den Verkehr auf der Naklua Road ein. Vor ihr fuhr eine Familie auf einem rostigen Moped, das der Vater durch den dichten Verkehr schleuste. Vor ihm krallte sich das älteste Kind der Familie am Lenker fest. Zwischen Vater und Mutter klemmte ein Kleinkind. Die Mutter umklammerte einen Säugling mit einem Arm, derweilen an ihrem anderen Arm eine schwere Tasche baumelte, in der sich Einkäufe befanden, wie ein hervorstehende Fischschwanz unwissentlich verriet.

Mary erreichte den Delphin-Kreisel, der seine Bezeichnung wegen des Brunnens mit den Delphinen, die unentwegt Wasser in hohen Bögen ausspuckten, trug. Wie üblich herrschte an diesem Platz ein fröhliches Chaos. Jeder versuchte, sich irgendwie in den Kreisverkehr zu drängeln. Hochbepackte Motorräder zwirbelten sich vor Reisebusse, Pickups und Kleinwagen. Jegliche Verkehrsregelung schien völlig zu fehlen.

Der Toyota schaffte es, sich Stück für Stück in den Verkehr einzuschleusen. Bei zwölf Uhr steuerte Mary den Wagen aus dem Verkehrsknäuel heraus und bestaunte die himmlische Aussicht. Jedes Mal, wenn sie diese Stelle passierte, erfasste sie ein Glückgefühl. Die Straße senkte sich gegen das Meer und sie beschlich stets das

Gefühl, geradewegs in das türkisblaue Wasser hineinzufahren. Unmittelbar vor dem Strand knickte die Straße allerdings wie ein gebrochener Ast nach links ab und wurde zur Beach Road, die sich etwa vier Kilometer lang an den Strand schmiegte. Mary liebte diese Aussicht. Nichtsdestoweniger bevorzugte sie zum Entspannen den Jomtien Strand im Süden von Pattaya. Dieser zehn Kilometer lange, von Palmen gesäumte Sandstrand versprach wesentlich mehr Ruhe als der Strand im Zentrum Pattayas.

Auf der Beach Road herrschte das unaufhaltsame rege Treiben. Die Song Taus, das heißt Pickups, die zwei gepolsterte Bänke als Sitzgelegenheiten aufweisen, hielten alle paar Meter, um Fahrgäste aufzusaugen oder auszuspucken. Da es keine festen Haltestellen gibt, genügt ein kurzes Winken, um einen herannahenden Wagen zu stoppen und über eine zweistufige, mal stabile, mal weniger stabile Gittertreppe auf die Ladefläche zu gelangen. Zum Aussteigen betätigen die Fahrgäste eine Klingel, worauf der Wagen prompt anhält. Durch das Beifahrerfenster wird der Obolus für den Fahrer entrichtet. Unabhängig von der gefahrenen Distanz bekommt dieser zehn Baht pro Person. Ist der Betrag gerade nicht passend zur Hand, müssen die Gefährte hinter dem Song Tau geduldig pausieren, bis das Wechselgeld passend oder unpassend abgezählt ist.

Mary schmunzelte, als sie hinter einem Song Tau zum Stehen kam und bemerkte, wie ein roter Einhundertbaht-Schein den Besitzer wechselte. Der Tourist, der sich durch seine Kleidung, bestehend aus Shorts, T-Shirt mit Pattaya-Aufdruck und Socken in Sandalen, als solcher klassifizierte, drehte sich nach der Geldübergabe auf den Sandalen um und verschenkte keinen Gedanken an eventuelles Wechselgeld. Zwei Euro für eine Fahrt erschienen ihm wahrscheinlich günstig. Der Fahrer lächelte ihm breit hinterher – nicht nur freundlich, sondern offensichtlich überaus froh über das Extrageld.

Ein Stückchen vor dem Song Tau erblickte Mary bereits das Gefängnis. Kurz darauf bog sie nach links in die unauffällige Soi, die auf den Parkplatz führte. Während sie den Zündschlüssel umdrehte und das Geknatter des Motors verpuffte, beobachtete sie, wie die Sonne kitschig rot über dem Meer hing, um schon bald in ihm zu versinken. Die Abende begannen hier sehr früh. Ihr Korb traf also pünktlich zum Abendessen ein.

Die Autotür flog auf und gab Mary frei. Einige Strähnen hatten sich aus ihrem aufgesteckten Haar gelöst. Sie fingerte an der Bananenspanne, die mit einem

nachgiebigen Klicken aufsprang. Die blonden Locken hüpfen vergnügt auf ihren Schultern. Sie warf den Kopf nach vorn, griff die Haare in der Mitte des Oberkopfes, drehte die Pracht um die rechte Hand und schubste mit der linken die Spange wieder an ihre Stelle. Für einen Augenblick dachte sie an ihre Mutter, die sie regelmäßig fröhlich mit der Behauptung neckte, sie sehe mit der Frisur aus wie ein Wischmopp.

Mary strich das simple Baumwollkleid glatt. Es war mit winzigen Blüten bestreut und erweckte den Eindruck, als würden unzählige Gänseblümchen über eine Wiese tanzen. Dabei bemerkte sie das Fehlen eines weißen Knopfes. Das Kleid war durchgängig geknöpft. Ausgerechnet der zweite von unten fehlte. Mary verschloss das Auto und verbarg den Schlüssel in ihrer Tasche. Gleichzeitig kam ihr die Idee, den obersten Knopf, der ungefähr fünf Zentimeter unter der Grube an ihrem Hals saß, an die nun knopffreie Stelle zu verpflanzen. Für das oberste Knopfloch fände sich in ihrem Nähkästchen zweifellos noch eine Erdbeere oder ein Smiley. Das würde ihren Schülern unter Garantie gefallen. Grübelnd landete sie mit dem Nötigsten beladen an der Anmeldung.

„Sawatdii kha, Khun Somporn. Wie geht es Ihnen? Darf ich reinkommen?“

„Sawatdii khrap, Khun Mary. Mir geht es gut, und Ihnen?“ Mit einem Blick auf Marys leuchtendes Antlitz, das keine Antwort schuldig blieb, erhob der Mann sich langsam von seinem Stuhl, legte eine Akte aus der Hand und eskortierte sie zu der schweren Eisentür, die er für sie entriegelte.

„Kommen Sie nur, kommen Sie nur. Sie kennen sich ja aus.“

„Vielen Dank. Ich gehe nur kurz hoch, um mir ein Bild zu machen. Danach hole ich die entsprechenden Utensilien aus meinem Auto.“ Sie nickte dem Polizisten zum Dank zu und eilte mit zielstrebigem Schritten durch einen Gang, eine Treppe hinauf und einen weiteren Gang entlang, der sie zu einer Zelle führte.

„Hallo“, grüßte sie lächelnd, während ihre Erfahrung durch die Zelle reiste und das Elend einsammelte. „Ich bin Mary. Ich bringe Ihnen einige Sachen, die Sie sicherlich gut gebrauchen können.“

Der Raum beinhaltete acht Personen. Ein junger Mann saß mit gekreuzten Beinen auf dem Boden. Sein Kinn ruhte auf seiner Brust; seine Schulterknochen zeichneten sich unter dem dunkelblauen T-Shirt ab. Neben ihm kauerte eine junge Frau. Sie hielt ein nacktes Baby in ihren Armen.

Mary vermutete, dass die beiden verheiratet waren. Sie verspürte tiefes Mitgefühl für die Frau, die für ihr Kind noch nicht einmal ein Tuch besaß, um es einzuwickeln,

geschweige denn Windeln. Es mochte höchstens sechs Monate alt sein. Die Benutzung des Eimers, der die Ecke zierte, stand außer Frage. Der lange Wickelrock der Frau verdeutlichte durch seine kreisförmigen Flecken, wie sie sich behalf.

In der Ecke unterhalb der Belüftungsöffnung hockte ein alter Mann. Sein melodischer Tenor war angenehm sanft wie ein ruhiger Bach durch die Zelle geplätschert, bevor Marys Erscheinung ihn versickern ließ. Vor und neben dem Alten rollten sich zwei Mädchen und ein Junge auf dem blanken Boden zusammen. Wahrscheinlich hatten sie seiner Erzählung gelauscht. Für Mary handelte es sich um die weiteren Kinder des Ehepaares und deren Großvater.

Etwas entfernt von dieser Gruppe, soweit es die Enge überhaupt zuließ, saßen ein Mädchen und ein Junge. Sie mochten etwa im Alter von Marys Schulkindern sein. Mary schätzte das Mädchen auf sechs und den Jungen auf fünf Jahre. Beide lehnten mit dem Rücken an der Wand. Das Mädchen hielt eine Hand des Jungen und streichelte sie beruhigend. Mary mutmaßte, dass es sich um ein Geschwisterpaar handelte.

Als Mary sprach, schauten sie acht Augenpaare voller Verwunderung an. Niemand erwiderte Marys Gruß.

„Ich hole noch die Decken aus dem Auto. Es wird nicht lange dauern.“ Sie deponierte das Gepäck auf dem Boden. „Ich bin gleich wieder da.“

Lae verstand nicht, was Mary sagte. Den Inhalt von Marys Stimme erfasste sie dagegen wohl. Er klang nach Freundlichkeit. Genauso plötzlich, wie die weiße Frau an der Zellentür aufgetaucht war, verschwand sie wieder. Lae dachte schon, sie hätte das Erscheinen der makellosen Weißen nur geträumt. Wenige Minuten später kehrte sie jedoch zurück. Dieses Mal schleppte sie unzählige Sachen. Laes Meinung nach hätten all diese Dinge niemals in einem einzigen Tucktuck Platz finden können. An ihren Schultern baumelten große Plastiktaschen, während ihre Arme und Hände einen Berg Decken umschlangen, der ihr beinahe die Sicht versperrte.

„Hallo!“ Lächelnd entledigte sich Mary ihres Gepäcks und zog kleine Wasserflaschen aus einer blauen Plastiktüte. „Ich habe Ihnen etliches mitgebracht. Do you speak English? Can you understand me?“

Sie schwieg einen Moment, indessen klebte die Verwirrung der Zelleninsassen an ihr. Sie versuchte es nochmals auf Thai.

„Khun daii phuut pasah thai mai? Kaudtschai mai?“

Ihre Worte stießen sichtlich auf Unverständnis. Die Blicke der Gefangenen

hefteten sich unablässig an ihr Gesicht und ihre blonden Haare, die selbst für einen Farang² auffallend hell ausfielen.

„Das macht nichts“, fuhr Mary unbeirrt auf Englisch fort. „Wir werden uns auch so verstehen. Da bin ich mir ganz sicher. Wissen Sie, ich bin eine schreckliche Quasselstrippe. Ich rede zeitlebens drauf los. Es ist doch erfreulich, die Stimme seines Gegenübers zu hören, oder?“

Unterdessen schleuste sie einige Wasserflaschen durch die Gitterstäbe. Der Trupp auf der anderen Seite der Stäbe starrte sie an. Niemand machte Anstalten, Mary das Wasser, das sie so dringend benötigten, abzunehmen. Für Mary war dieses Verhalten nicht ungewöhnlich. Es dauerte manchmal eine Weile, Vertrauen aufzubauen. Sie machte sich gerade an der nächsten Tasche zu schaffen, als sie sah, wie die erste Hand nach einer der Wasserflaschen griff. Es war die Hand des jungen Mannes. Er öffnete die Flasche und übergab sie dem jüngsten Mädchen, das gierig trank. Mary schätzte das Kind auf etwa vier Jahre. Während die Kleine die Flasche an ihre ältere Schwester weitergab, erhob sich der Mann und trat zögernd einen Schritt auf Mary zu.

„Thank you.“

„Es ist mir ein Vergnügen.“ Mary freute sich sichtlich, dass der Mann sie verstand. So war es viel unkomplizierter, falls er medizinische Hilfe für seine Familie benötigte.

„Wie heißen Sie?“

Der Mann linste Mary stumm an. Aus den Augenwinkeln beobachtete sie eine Kinderhand, die eine leere Wasserflasche gegen eine gefüllte austauschte.

„Verstehen Sie mich? Sprechen Sie Englisch?“ Mary nickte ihm aufmunternd zu.

„No English. No English“, rutschte mit größter Mühe von seiner Zunge.

„Kein Problem!“ Mary strahlte über seinen tapferen Versuch. „Wissen Sie, ich spreche nur so gut Englisch, weil ich Amerikanerin bin. Ich lebe erst seit drei Jahren in Thailand.“

Plappernd schob Mary mehrere Päckchen mit Kräckern und getrocknetem Fisch durch die Gitterstäbe. Diese haltbaren Lebensmittel gehörten zu ihrer sogenannten Grundausstattung. Sie führte diese ausnahmslos mit sich, wenn sie nicht wusste, welche und wie viele Menschen zurzeit inhaftiert waren.

² Mit ‚Farang‘ werden in Thailand alle westlichen Ausländer bezeichnet, die eine helle Hautfarbe haben. Die Bezeichnung für westliche dunkelhäutige Ausländer ist ‚farang dam‘.

Erst gestern war Mary von einem dreiwöchigen Besuch bei ihrer Familie in Boston zurückgekehrt. Es beglückte sie immer, ihre Eltern, Brüder und Freunde aus Kindertagen zu sehen. Trotzdem brachte sie es nicht übers Herz, länger bei ihnen zu bleiben. Obwohl die Sommerferien zehn Wochen dauerten, zog es sie bereits nach Thailand zurück, sobald sie im Flieger Richtung Boston saß. Mary vertrat die feste Überzeugung, Gott habe sie nach Thailand geführt, um den Menschen dort zu helfen, und das konnte sie nicht tun, wenn sie den Sommer in Amerika verbummelte.

„Woher kommen Sie? Myanmar, Laos, Kambodscha?“ Marys Brauen wanderten nach oben.

„Lao. Lao“, antwortet der Mann leise.

Mary hatte es sich fast gedacht. Welch weiter Weg. Wahrscheinlich handelte es sich um Wanderarbeiter. Sie entlockte der nächsten Tüte kleine Tetra Paks mit Milch und ordnete sie am Boden an, als sie eine schmutzige Hand bemerkte, die nach einem Fischsnack griff. Sie gehörte dem Mädchen, das zuvor die Hand des Jungen gestreichelt hatte. Mary kam es vor, als würde das Kind sich ernsthaft bemühen, den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Es hatte wachsame schwarze Augen, die Mary fest umfassen hielten, um jede ihrer Gesten aufzusaugen.

Neben dem Mädchen stand der Junge. Er beugte seinen Kopf zur Seite und spähte Mary neugierig an. Die Kinder sahen einander recht ähnlich, was Marys ersten Eindruck, Schwester und Bruder vor sich zu haben, bestätigte. Das Pärchen schien allein inhaftiert zu sein, es sei denn, ihre Eltern wurden in einem anderen Raum verwahrt. Das war indessen eher ungewöhnlich. Normalerweise durften die Familien bis zur Abschiebung zusammenbleiben.

Mary wandte sich an das Mädchen.

„Do you speak English?“

„No.“ Lae schüttelte den Kopf.

„Wir können trotzdem Freundinnen sein, oder?“, erwiderte Mary unbeirrt.

Lae hatte den Sinn von Marys Worten nicht verstanden. Trotzdem tat sie etwas, das sie schon sehr lange nicht gemacht hatte. Sie lächelte die Frau, deren Augen aus himmelblauer Freundlichkeit gewebt waren, an. Mary erwiderte Laes Geste und freute sich über die Reaktion des Kindes. Solange es noch vermochte, ein Lächeln auf seine Miene zu zaubern, bestand Hoffnung.

Mary piekste einen Strohhalm in ein Milchtütchen und reichte es dem Mädchen durch die Gitterstäbe.

„Bitte, Schätzchen“, sanft flogen die Worte durch den Raum, „das wird dir guttun.“
Danach wandte Mary sich an die Frau, die das Baby auf dem Arm hielt.

„Ich wusste nicht, dass ein Baby anwesend ist. Ich werde versuchen, Windeln aufzutreiben und sie Ihnen morgen zu bringen, okay? Schauen Sie“, plätscherte Marys Redefluss weiter, „ich habe Handtücher und Decken dabei. Das wird Ihnen hoffentlich helfen.“

Der Frau kullerten Tränen über die Wangen, als sich die Tücher einen Weg durch die Stäbe bahnten. Sie richtete einige Worte an den Mann, der daraufhin Mary dankend zunickte und eins der Handtücher holte. Er wickelte es dem Baby um den Popo, während seine Frau das Kleine hochhob.

„Aber, aber“, murmelte Mary. „Wer wird denn weinen? Alles wird gut. Vertrauen Sie auf Gott. Er wird Ihnen helfen. Ich werde heute Abend für sie beten. Ganz fest versprochen. Sehen Sie“, fuhr sie an alle gewandt fort, „hier ist noch Obst.“ Mary schmuggelte die Fruchtpakete vom Markt durch die Barriere und stopfte die leeren Leinentaschen in den Korb. Aus dem Mundwinkel pustete sie eine Locke, die sich aus der Bananenspanne befreit hatte und ihr die Sicht raubte, zur Seite.

„Ich komme morgen wieder.“ Sie lächelte der immer noch staunenden Gruppe mit einer Leichtigkeit und Fröhlichkeit zu, als würde sie sich von einem gelungenen geselligen Abendessen verabschieden. „Gott schütze Sie.“

Mary wandte sich zum Gehen. Als sie die Tür schon fast erreicht hatte, hörte sie eine zaghafte Stimme hinter sich.

„Bye-bye.“ Lae hatte die Hände zum Wai, dem thailändischen Gruß, aneinandergelegt. Der Wai, das wusste Mary, war eine Geste, die sowohl zum Gruß als auch zur Respektbezeugung diente. Manchmal galt sie hingegen als Zeichen für besonderen Dank oder zur Entschuldigung. Mary drehte sich um und betrachtete das Mädchen, das seine Handflächen zusammengelegt hatte, den Kopf ansatzweise neigte und ein vollendetes Kunstwerk von Anmut und Grazie schaffte. Normalerweise berührten die Hände den Körper zwischen Oberkörper und Kinn. Der Gruß, der Mary hier entgegengebracht wurde, gebührte eigentlich nur einem Mönch oder König. Für dieses Kind musste sie eine Art Heilige sein.

„Bye-bye! Wir sehen uns morgen. Ich komme wieder. Versprochen!“, erwiderte sie gerührt. „Was für ein außergewöhnliches Kind“, dachte sie auf dem Weg zu ihrem Auto. Noch heute Abend würde sie ihre Vorräte durchschauen und ihre Taschen erneut füllen. Zudem würde sie ihren Verbandskasten mitbringen, um das Mädchen

zu verarzten. Das Kind hatte zahlreiche Mückenstiche, die sich durch das Aufkratzen mit den schmutzigen Fingernägeln infiziert hatten.

Nachdem Mary den Raum verlassen hatte, brach in der Zelle ein reges Treiben aus. Alle sprachen durcheinander, und die Kinder stürzten sich auf die Getränke und die Lebensmittel. Der junge Mann versuchte Ruhe in das ausgebrochene Chaos zu bringen. Lae und ihr Bruder Loi begriffen die Worte, mit denen er auf alle einredete, nicht. Seine Gestik sprach hingegen Bände. Deshalb legten sie die Reiskracker und Wasserflaschen, die sie in den Händen hielten, zurück auf den Boden.

Der Mann begann sieben einzelne Haufen zu bilden, denen er Wasser, Milch und alle weiteren Gaben gerecht zuteilte. Anschließend begutachtete er den Berg mit den Handtüchern und Decken. Er bedachte Lae und Loi mit einem Handtuch und einer Woldecke, die sie sich teilen mussten, um sich einen Hauch von Bequemlichkeit zu verschaffen.

Die Frau saß im Schneidersitz auf dem Boden und wickelte das Baby in eins der Handtücher. Als sie das frische Bündel in den Armen hielt und den sauberen Duft wahrnahm, wiegte sie sich vor und zurück und begann leise zu weinen. Lange Zeit blieb es still in dem abgesperrten Raum. Alle hockten auf dem Boden vor ihren neuen Habseligkeiten, die so unverhofft gekommen waren wie Sternschnuppen. Nur das Knistern von Tüten und das Rascheln von Papier sprangen leise durch den Raum. Sie liebkosten jeden Bissen mit den Augen, bevor sie ihn den hungrigen Mägen übergaben. Das kühle Wasser war das beste, das Lae seit langem getrunken hatte. Es schmeckte so frisch, als wäre es gerade aus einer Quelle entsprungen. Als Loi den letzten Teil seiner Fischration essen wollte, hielt Lae seine Hand fest.

„Heb es dir zum Frühstück auf.“ Eindringlich blickte sie ihn an.

„Aber wenn es mir jemand wegnimmt?“ Loi offenbarte eine Lücke in seinem Mund, in der ein abgebrochener Milchzahn wohnte.

„Hier stiehlt dir niemand dein Essen“, versicherte Lae ihm. „Das sind gute Leute.“

„Ich habe noch Hunger“, jammerte Loi, den getrockneten Fisch umklammernd.

„Glaubst du, die Frau kommt morgen wieder?“

„Ja! Sie kommt bestimmt wieder.“ Laes Stimme ließ keinen Zweifel offen.

„Dann können wir den Fisch essen. Morgen bringt sie bestimmt neuen.“ Loi grinste sie an.

„Eigentlich hast du recht. Wir können ihn ruhig essen.“ Über Laes Gesicht flog ein Lächeln, als sie sah, mit wie viel Appetit Loi seinen Fisch aß. Sie hielt ihm ihr letztes

Stück hin. „Nimm! Ich bin satt.“

„Wirklich?“ Loi jubilierte.

„Wirklich“, log Lae.

Nachdem Loi den letzten Fischkrümmel verdrückt hatte, falteten sie die Handtücher und Decken als Kopfkissen und kuschelten sich aneinander. Lae schief beruhigt ein. Sie wusste, die Frau würde wiederkommen. Sie hatte es in ihren Augen gesehen.

* * *

„Sawatdii kha, Khun Somporn.“ Mary war unter den Tüten und Taschen kaum zu erkennen.

„Sawatdii khrap, Khun Mary. Ich glaube, Sie werden schon erwartet.“ Er hielt die Tür auf.

Mary wuchtete die Fuhre durch den Gang in Richtung der Zellen. Sie realisierte sofort, wer auf ihr Kommen hoffte. Die Gefängniszelle, die sich gestern noch acht Personen geteilt hatten, gehörte nun dem Mädchen und dem Jungen. Von der Familie fehlte jede Spur. Mary war sich sicher, dass sie im Schutz der Dunkelheit unter polizeilicher Bewachung in Richtung Laos aufgebrochen waren. Ihr blieb nur zu hoffen, man habe ihnen die Decken und Tücher, die sich nicht mehr in der Zelle befanden, gelassen.

Das Mädchen stand etwa einen Schritt von den Gitterstäben entfernt. Sie wirkte wie eine Blume, die an einem Ort wuchs, wo sie weder genügend Sonne noch Wasser bekam. Bewegungslos verharrte sie in einer aufrechten Haltung, wobei sie leicht zu schwanken schien, gerade so als würde der Wind sie bewegen. Die dünnen Arme hingen gestreckt neben ihrem Körper und ihr Kinn ruhte auf ihrer Brust. Das Mädchen schien lange auf sie gewartet zu haben und im Stehen eingeschlafen zu sein.

Der Junge lag auf dem Boden. Die Handtücher und die Decke bereiteten seinem Körper eine dürftige Bequemlichkeit. Als er Mary erspähte, sprang er auf die nackten Füße und war in Windeseile an den Eisenstäben. Er umklammerte mit jeder Hand einen Stab und drängte seine Wangen zwischen die Gitterstäbe.

„Hallo.“

„Hallo“, grüßte Mary und freute sich darüber, dass der Kleine seine Scheu abgelegt hatte. Sie klopfte mit der Hand auf ihre Brust. „Ich bin Mary und wie heißt du?“

Der Junge legte seinen Kopf schief und beäugte Mary und die Taschen wie ein kleiner Vogel, der im Nest auf sein Futter wartet, blieb jedoch stumm.

„Loi“, hörte Mary eine hohe Stimmlage antworten. Das Mädchen war aus seinem tranceähnlichen Zustand erwacht und hatte ihre Frage wohl verstanden.

„Loi“, wiederholte das Mädchen und deutete mit dem Kinn³ in Richtung des Jungen.

„Oh“, Mary kniete sich vor das Mädchen und befand sich so auf Augenhöhe. „Ich verstehe. Das ist Loi. Wie heißt du?“

„Lae.“ Das Mädchen legte eine Hand auf seinen Brustkorb und nannte den Namen noch einmal. „Lae.“

„Lae. Das ist ein bezaubernder Name“, begeisterte sich Mary. „Kannst du mich verstehen? Do you speak English?“

Lae schüttelte den Kopf. Verlegen senkte sie den Blick.

„Das ist nicht schlimm.“ Mary öffnete die Kühltasche. „Ich werde es dir beibringen. Heute Vormittag musste ich noch einige Familien in den Slums besuchen. Auf dem Weg hierher habe ich an einem Straßenstand Päckchen mit Reis und Hühnchenspieße gekauft. Hoffentlich schmecken sie genauso gut, wie sie riechen. Zuvor solltet ihr allerdings eure Hände reinigen.“

Mary beförderte ein Päckchen mit Desinfektionstüchern zum Vorschein und reichte den Kindern jeweils ein Tuch. Ein weiteres behielt sie für sich und demonstrierte den Geschwistern, wie sie sich damit die Hände säubern sollten. Sie hoffte, die Kinder würden die restlichen Tücher, die sie auf dem Zellenboden platzierte, auch künftig, wenn sie alleine waren, nutzen. Allzu leicht schlichen sich schmerzhaft Magen-Darm-Erkrankungen, bedingt durch die mangelnde Hygiene und das tropische Klima, hinter die Gitter.

Sie zwirbelte die Plastikfolie von der ersten Portion Hühnchen, die auf einer rechteckigen Plastikschaale angeordnet war. Der Duft des gebratenen Fleisches schwirrte durch die Luft und nistete sich in den Nasen ein. Mary beeilte sich, ein zweites Schälchen von seiner Verpackung zu befreien. Loi bewegte unbewusst die Lippen.

„Bitteschön.“ Mary bedachte erst Loi und dann Lae mit dem Mittagessen. „Guten Appetit.“

³ Mit dem Finger auf eine betreffende Person zu deuten, gilt als Geste der Respektlosigkeit, da es denjenigen zu einem „niederen Menschen“ degradiert.

Die Kinder hielten die Holzspießchen in den Fingern und lösten die Köstlichkeit geschickt mit den Zähnen vom Holz. Mary zauberte zwei Schälchen mit Reis, Plastiklöffeln und Plastikgabeln aus der Tüte hervor⁴, die sie den Kindern offerierte. Solange Lae und Loi die Schalen schweigend leerten, wühlte Mary in ihrer Ledertasche, die mehr Schätze barg als Alibabas Höhle. Schließlich wurde sie fündig. Ein dicker roter Faden für Fingerspiele kam für einen Moment zum Vorschein, nur um blitzschnell in der Tasche ihres Kleides zu verschwinden. Genauso eilig folgten ihm zwei Spielzeugautos.

„Ich glaube, mein Magen würde sich ebenfalls über einen Fleischspieß freuen.“ Mary ließ sich auf dem Boden gegenüber den Geschwistern nieder. Sie genehmigte sich ein Päckchen Huhn und Reis, das eigentlich für die Familie aus Laos gedacht war. Genießerisch knabberte sie an einem Spieß.

„Mmmh, lecker“, seufzte Mary. Ihre Hand kreiste über ihren Bauch.

„Mmmh, lecka“, wiederholte Loi ihre Handbewegung nachahmend.

„Jaaaa, mmmmh, lecker“, betonte Mary und zwinkerte Loi zustimmend zu.

„Mmmmh, lecker“, kicherte Loi.

„Hühnchen!“ Mary zeigte mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den Spieß in ihrer rechten.

„Hühnchen“, wiederholten die Kinder gleichzeitig.

„Sehr gut“, lachte Mary. „Reis!“ Sie deutete auf den Reis und chauffierte einen gefüllten Löffel des thailändischen Grundnahrungsmittels in ihren Mund.

„Reis“, echote Loi, schob sich ebenfalls einen Löffel zwischen die Lippen und kaute, ohne die Aufmerksamkeit von Mary zu wenden.

„Hühnchen. Reis.“ Lae knabberte an dem Spieß und wies auf den Löffel.

„Das ist ein Löffel. Hühnchen, Reis und Löffel.“

„Hühnchen, Reis, Löffel“, zählte Lae auf. Ihr Finger schnellte in Richtung der Gabel.

„Das ist eine Gabel“, frohlockte Mary in Anbetracht des bekundeten Interesses.

„Hühnchen, Reis, Löffel, Gabel.“

„Gut“, juchzte Mary. Sie deutete auf Lois leeren Spieß. „Spieß.“

„Spieß“, ertönte es aus Laes Mund, bevor sie ihn mit einer Portion Reis füllte.

„Hühnchen“, kicherte Loi. Seine Finger langten nach einem weiteren Stäbchen.

⁴ In Thailand wird mit Löffel und Gabel gegessen. Der Löffel wird in der rechten Hand gehalten und zum Mund geführt. Die Gabel in der linken Hand wird wie ein Messer verwendet.

„Richtig. Hühnchen“, nickte Mary. „Das ist viel besser als ein leerer Spieß!“ Sie sah Lae an, zeigte auf den Reis und zog die Brauen fragend in die Höhe.

„Reis“, antwortete Lae und löffelte einige der weißen Körner in ihren Mund.

„Gut“, lobte Mary. „Du bist ein schlaues Mädchen. Was ist das?“ Sie hielt die Gabel hoch.

„Löffel“, behauptete Loi mit vollem Mund.

„Ooops“, sagte Mary. Sie positionierte die Gabel in Pupillenhöhe und betrachtete sie blinzeln. „Bist du ein Löffel?“

Der Löffel antwortete nicht. Mary hielt ihn dicht an ihr Ohr. Loi kicherte amüsiert.

„Bist du ein Löffel?“

„Gabel“, kam Lae dem Essgerät zu Hilfe.

„Ach so. Du bist die Gabel“, lachte Mary. Sie beugte sich zu dem Löffel in Lois Hand. „Folglich musst du der Löffel sein.“

„Löffel“, quietschte Loi begeistert.

„Lecker.“ Lae begutachtete ihre abgeknabberten Spieße.

„Das freut mich“, strahlte Mary. „Möchtest du noch welche?“ Sie hielt Lae ein weiteres Paket hin. Lae schüttelte leicht den Kopf.

„Dann bist du wohl satt. Möchtest du noch einen Spieß?“ Mary sah Loi an.

„Hühnchen“, antwortete Loi.

„Entschuldigung. Das stimmt. Jetzt bin ich schon ganz verdreht. Was sollst du mit einem leeren Spieß?“ Mary lachte herzlich und rollte die Augen. „Hühnchen, natürlich. Hühnchen.“ Sie hielt dem Jungen ein weiteres Päckchen durch die Stäbe hin, reinigte ihre Hände mit einem Desinfektionstuch und brachte eine Verbandstasche zum Vorschein.

„Während Loi isst, würde ich gerne deine Stiche verarzten.“ Mary sprach langsam und unterstrich jedes Wort durch eine Handbewegung. Sie winkte Lae dicht an die Stäbe heran, um ihr die antiseptische Tinktur, die Wattestäbchen, die Salbe und die Gaze zu zeigen, bevor sie die erste Entzündung vorsichtig reinigte, die Creme auftrug und abschließend mit dem Verbandsmaterial abdeckte. So konnten die Fliegen ihre Eier nicht mehr in die Wunden legen.

„Du darfst auf keinen Fall an den Mückenstichen kratzen.“ Mary juckte sich übertrieben an Armen und Beinen, schlug sich mit der linken auf die rechte Hand, hob ihren Zeigefinger drohend und wackelte ihn hin und her. Loi gluckste. Offensichtlich amüsierte ihn die pantomimische Vorstellung. Mary kratzte sich erneut.

„No“, mahnte Lae.

„No!“ Mary schaute sie fest an, benetzte ihren Zeigefinger mit Speichel und verteilte diesen auf einem Mückenstich an ihrer Wade. „Okay? Hast du das mitbekommen?“

„Okay“, nickte Lae. Sie tat, als wollte sie einen Mückenstich aufkratzen, schüttelte den Kopf, spuckte auf ihren Finger und verteilte stattdessen die Spucke auf ihm.

„Okay. Prima! Das ist sehr gut!“ Mary langte nach dem Abfall, der die Kinder umgab. Die beiden reichten ihn durch die Stäbe, wo er in einer Tüte verschwand.

„Wie wäre es mit Nachtisch?“ Mary bugsierte den Obstkorb an die Stäbe.

Lae entschied sich sofort für die rote Wassermelone. Lois Hand huschte zwischen Ananas und Bananen hin und her. Lachend öffnete Mary die abgedeckte Ananas und servierte sie Loi.

„Das ist Ananas. Ananas.“

„Ananas“, murmelte Loi mit vollen Backen.

Mary befreite die Melone von der Folie und gab sie Lae. „Das ist Melone.“ Sie breitete ein Papiertuch auf dem Boden vor den Kindern aus und ordnete darauf Äpfel, Birnen und Bananen an, wobei sie die Namen der Früchte nannte.

Das restliche Obst, das jetzt nicht gegessen wurde und ungekühlt nicht haltbar war, packte sie wieder ein, um es zuhause im Kühlschrank für den morgigen Tag aufzuheben. Für das übriggebliebene Hühnchen, das für die Familie aus Laos bestimmt war, würde sich später in jedem Fall ein dankbarer Abnehmer finden.

Mary reichte den Kindern jeweils ein Tuch, mit dem sie sich den Obstsaft von Kinn und Fingern wischten; derweil kramte sie aus den Taschen ihres Kleides die Überraschungen, die den Kindern eine Prise Kurzweil verschaffen sollten, hervor. Sie übergab Lae den Faden, doch offenbar wusste das Mädchen nichts damit anzufangen. Mary wickelte sich den Faden um die Hände, nahm ihn mit Zeige-, Mittel- und Ringfinger auf, ließ den Faden über die Handrücken fallen und erzeugte andauernd andere Netze. Mal erinnerten sie an ein Spinnennetz, mal an eine Hängematte, mal an einen Stern.

Als Mary ihre Vorstellung beendet hatte, klatschte Lae begeistert in die Hände, zeigte mit dem Finger auf den Faden und dann mit dem Kinn auf Mary. Mary wiederholte ihre Kunststücke, während Lae jede Bewegung aufsaugte wie trockene Erde einen Regenschauer. Loi verfolgte das Schauspiel ebenfalls fasziniert. Für ihn schien es sich schlicht um Zauberei zu handeln. Ungläubig hingen seine Pupillen an

Marys Fingern. Sein Mund staunte offen.

Mary griff durch die Gitterstäbe, befestigte die Schlaufen in der Ausgangsposition an Laes Händen und führte ihre Finger, um den Faden aufzunehmen. Das Mädchen bewies Geschick. Geduldig lenkte Mary sie zur ersten Figur, während die Sonne sich langsam verabschiedete.

„Heute wirst du nicht mehr viel Licht zum Üben haben“, bemerkte Mary, „aber morgen ist bekanntlich auch noch ein Tag. Ich habe gar nicht bemerkt, wie schnell die Zeit vergangen ist. Ich hatte viel Spaß mit euch.“ Sie zog die Matchbox-Autos aus den Falten ihres Kleides. „Das ist ein blaues Auto.“ Mary drückte Loi einen kleinen Porsche in seine rechte Hand. „Das ist ein rotes Auto.“ Sie füllte Lois linke Hand mit einem VW Käfer.

Verzückt quietschte der Junge auf. Er hielt die Autos hoch gegen den Lichtschacht und drehte sie zu allen Seiten, um sie genau zu betrachten. Vorsichtig drehte er die Räder und öffnete die Türen. Die Welt um ihn herum vergaß er vollkommen. Mary ordnete Reis, Huhn, Milchtüten, Wasser, getrockneten Fisch und Salzkräcker in greifbarer Nähe der Kinder an. Die restlichen Lebensmittel packte sie ein.

„Gute Nacht. Schlaft schön. Morgen komme ich wieder. Gott schütze euch.“

Über die kleinen Gesichter streifte ein Lächeln. In der sich verdunkelnden Zelle erkannte Mary vage, wie der Faden an Laes Fingern baumelten, als sich ihre Hände zum Wai zusammenlegten. Lois Händchen versuchten, ein Haus um die Miniaturautos zu bilden.

„Bye-bye.“

„Bye-bye.“

Während sie den Raum verließ, verfolgten sie die Abschiedsworte der Kinder, die voller Hoffnung durch den Raum wirbelten. Mary verstaute Kisten, Körbe und die Babyartikel in ihrem Wagen. Sie würden sicherlich bald zum Einsatz kommen. Pausenlos fanden sich Familien im Gefängnis ein, für die diese Hilfsgüter eine große Erleichterung darstellten. Sie dirigierte den Wagen vom Parkplatz, folgte der Soi und bog nach links auf die Second Road ab. Bekanntermaßen drückten sich auf dieser Straße zahlreiche Bars aneinander, in denen männliche Touristen eine Freundin fanden, die sie gern für ihre Gesellschaft bezahlten.

Vom Delphin-Kreisel steuerte Mary geschickt in die Naklua Road und trudelte schon bald in der Soi 16 ein, wo sie ein Zwei-Zimmer-Apartment bewohnte. Einige

Male lief sie zwischen Auto und Wohnung hin und her, bis alles ausgeladen war. Dann plumpste sie mit einem Seufzer auf das knallrote, abgewetzte Sofa, drehte eine Wasserflasche auf, gönnte sich mehrere Schlucke, atmete tief durch und sammelte ihre Gedanken.

Zunächst räumte sie die Lebensmittel in den Kühlschrank. Zwei Fächer füllten amerikanischen Süßigkeiten, die es in Pattaya nicht zu kaufen gab. Mary flog sie regelmäßig aus Boston ein. Hershey's und vor allem die Wonka-Packungen versetzten ihre Schüler in helle Begeisterung, einige Mütter, die sich gegen Zuckerzeug aussprachen, hingegen weniger. Mary schloss den Kühlschrank, transportierte die für die Laos-Familie bestimmten Sachen in den begehbaren Kleiderschrank und sortierte sie in die entsprechenden Fächer. Der Schrank war im Schlafzimmer integriert und diente Mary als Vorratslager. In zahlreichen Schubladen und Regalen organisierte sie sowohl die gestifteten Almosen als auch die Mitbringsel aus Boston. Anstelle eines Kleiderschranks benutzte sie für die Unterbringung ihrer Garderobe eine Kommode. In zwei Schubladen fanden Unterwäsche, T-Shirts und andere nützliche Dinge Platz. Eine herkömmliche Kleiderstange schmückte sich mit Marys Kleidern, Röcken und Strickjacken.

Mary zerrte an der überfüllten untersten Lade. Sie enthielt kleine Spielzeuge, die davon träumten, von Kinderhänden zum Leben erweckt zu werden. Holzkreisel, Straßenmalkreiden, Becherlupen, Flummis, Spielzeugautos, Seifenblasen, Wasserpistolen, Gummitwist und andere Kleinigkeiten, die in Pattaya nicht erhältlich waren, fanden in Boston stets den Weg in Marys Koffer. Einige dieser Spielsachen entdeckte man mit einem Fünkchen Glück gelegentlich in Bangkok. Vor allem die bunten Playmobil-Figuren erfreuten sich unter den Kindern hoher Beliebtheit. Die meisten ihrer Schüler kannten sie aus ihren Heimatländern. Diese Highlights hob sie jedoch für die Geburtstage ihrer Schützlinge auf.

Mary entschied sich für die Wasserpistolen und das Gummitwist. Sie packte jeweils sechzehn Stück ein, um den Kindern freie Wahl zu lassen. Die neun Mädchen und sieben Jungen sollten sich eigenständig entscheiden. Mary schmunzelte innerlich bei dem Gedanken an manche Mütter, die sie sicherlich wegen der Wasserpistolen aufsuchen würden. Dieser Wasserspaß war für einige Eltern mit einer gewaltfreien Erziehung ganz und gar nicht in Einklang zu bringen. Mary wusste jedoch, dass ihr die Herzen der Kinder für dieses Zugeständnis zufliegen würden. Außerdem verwandelten vor allem Jungs ohnehin alle möglichen und unmöglichen

Dinge in Schusswaffen – zur Not halt Bananen oder Buntstifte.

Gummitwist war hingegen absolut unverfänglich. Sie hatte in Pattaya noch nie Kinder dieses alte Hüpfspiel spielen sehen und freute sich schon darauf, es ihren Schülern am Montag zu zeigen. Während ihrer Sommerferien in Massachusetts hatte sie einige Kinder springen sehen und sich sofort an die Stunden in ihrer eigenen Kindheit erinnert, in denen sie ihre Fähigkeiten erprobt hatte. Leider waren ihre Brüder für das Spiel nicht zu begeistern gewesen. So hüpfte sie mit ihren Freundinnen oder griff notfalls auf Mülltonnen zurück, an denen sie das Gummiband befestigte.

Für Lae und Loi packte Mary frische Unterwäsche, vier T-Shirts und zwei hauchdünne, langbeinige Baumwollhosen in eine der freigewordenen Taschen. Die gepackten Leinentaschen parkte sie griffbereit neben der Haustür.

Mary entnahm dem Kühlschrank eine Portion Reis mit Hühnchenspießen, arrangierte es auf einem schlichten weißen Porzellanteller und löste das Fleisch mit einem Messer von den Spießen. So vermochte sie, es widerstandslos mit der Gabel zu essen. Sie kutscherte den Teller in die Mikrowelle, wo er summend seine Bahnen drehte, und holte sich ein Glas kaltes Wasser am Wasserspender. Mit Teller und Wasser bewaffnet, schlenderte sie zu ihrem Schreibtisch, der im Schlafzimmer Platz gefunden hatte. Eigentlich hatte eher das Bett im Arbeitszimmer eine freie Stelle ergattert. Sie setzte sich an den weißen Holztisch und genoss das warme Gericht, während sie den Montagsunterricht vorbereitete.

Als sie den Teller und das Besteck in der Küche abwusch, kam ihr eine Idee. Sie lief zurück ins Arbeitszimmer und fand schon bald in einem der Regale das, wonach sie gesucht hatte: ein altes Englischbuch für Anfänger, zwei leere Schreiblernhefte und zwei Bleistifte. Rasch versenkte sie alles in ihrer Umhängetasche. Morgen würde sie mit Lae und Loi anfangen, Englisch zu lernen. Sogleich nach dem Bibelkreis, den sie jeden Sonntag für Vor- und Grundschüler ausrichtete, würde sie ins Gefängnis fahren und den restlichen Tag dort verbringen. Schon ein paar Brocken Englisch würden den Kindern von großem Nutzen sein.

Mary ging in die Küche und klaubte die Tüte mit dem restlichen Reis und Huhn aus dem Kühlschrank. Im Laufschrift eilte sie die Treppe hinunter und folgte dem Verlauf der Straße, bis sie vor einem Kondominium Halt machte. In dem Hochhaus mit den großen Wohnungen wohnten hauptsächlich japanische und koreanische Familien. Einige kannte sie aus der Schule. Das Kondo wurde genauso wie die

Compounds in Pattaya Tag und Nacht bewacht. Mary wusste, die Wächter würden sich über das kostenlose Nachtmahl freuen. Essen wegzuschmeißen, kam bei ihr fast einer Todsünde gleich.

Nachdem die Tüte den Besitzer gewechselt hatte, kehrte Mary zufrieden in ihre Wohnung zurück, streifte die Schuhe ab und begab sich ins Badezimmer. Unter der lauwarmen Dusche spülte sie die Schwüle des Tages ab. Sie rubbelte ihre Locken trocken, kämmte sie aber nicht aus, um möglichst schleunigst ins Bett zu kommen. Nach einem langen Gebet schlief sie glücklich ein.

* * *

„Hallo, Lae. Hallo, Loi.“ Mary stellte ihre braune Tasche sowie die Leinenbeutel ab und machte sich daran, die Kleidung und die Lebensmittel, die sie unterwegs gekauft hatte, auszupacken. Heute gab es gebratenen Reis mit Gemüse und Ei, Obst und frisches Wasser.

Dieses Mal wartete Lae nicht vor den Gitterstäben, sondern saß in der Mitte der Zelle und konzentrierte sich auf den Faden, der sich um die zarten Hände schlang. Loi krabbelte auf allen Vieren, wobei er die Spielzeugautos bedächtig im Kreis um Lae herum schob. Beide waren vertieft in ihr Spiel und bemerkten Mary nicht, bis diese sie ansprach.

Loi sprang blitzschnell auf seine Füße und war in zwei Schritten bei ihr. Seine Hand langte durch die Stäbe und suchte in Marys Kleid Zuflucht.

„Mary!“ Loi leuchtete vor Freude.

„Hallo, Loi!“ Mary umfasste seine Hand. "Du weißt noch, wie ich heiße. Darüber freue ich mich richtig.“

„Hallo, Mary.“ Lae war neben Loi getreten und streckte Mary die Hände entgegen, um Mary ihr Werk zu zeigen.

„Wow“, staunte Mary und riss die Wimpern auseinander. Ihre Verblüffung war echt. Lae vollführte eine Figur, die sie davor noch nie gesehen hatte. Das Mädchen hatte durch geduldiges Probieren gepaart mit Fingerfertigkeit ein wahrhaft einfallsreiches Muster entstehen lassen. Sie ließ den Faden von den Fingern fallen, um Mary zu zeigen, wie sie ihn wieder geschickt aufnahm und zu der Figur, die Mary ihr gestern gezeigt hatte, verarbeitete. Dann überreichte sie Mary den Faden.

„Das machst du toll. Möchtest du einen weiteren Trick lernen?“ Beharrlich demonstrierte Mary zwei neue Formen, bis Loi mit der Hand sachte auf Laes Arm klopfte und auf all das deutete, was aus Marys Taschen geschlüpft war.

„Du hast recht“, zwinkerte Mary ihm zu, „ihr solltet erst einmal essen.“ Sie beförderte den gebratenen Reis, Obst und Wasser durch die Stäbe. Die Kinder setzten sich im Schneidersitz auf den Boden, bewunderten die Schälchen und löffelten schweigend den noch warmen Reis.

„Gestern Abend kam mir eine Idee“, strahlte Mary. „Ich werde euch Englisch beibringen. Ich habe euch ein Buch mitgebracht und Hefte, in denen ihr üben könnt.“ Ihr war vollkommen klar, dass die Kinder sie nicht verstanden. Es war jedoch gut, wenn sie sich an den Klang der Sprache gewöhnten.

„Reis“, antwortete Loi.

„Ja, das ist Reis. Schmeckt er dir?“ Marys Brauen untermauerten ihre Frage.

„Lecker“, nickte Lae.

„Das freut mich. Heute wirst du noch viel mehr lernen, aber nach dem Essen versorgen wir zuerst einmal deine Stiche.“ Mary deutete auf die mit Gaze abgedeckten Stellen auf Laes Beinen. Lae machte Anstalten, sich zu erheben, doch Mary schüttelte den Kopf und zeigte auf den Reis. Erst als Lae das Schälchen geleert hatte, winkte sie das Mädchen zu sich. Vorsichtig entfernten sie gemeinsam die Klebestreifen.

„Das sieht schon viel besser aus“, kommentierte Mary zufrieden, säuberte die Stiche erneut und bedeckte sie mit der Creme. Erfreut über das Resultat pfriemelte Mary den Kindern die saubere Kleidung durch das Gitter. Lae drückte ihr Bündel fest gegen die Brust und verstaute es ordentlich in einer Ecke der Zelle, weit entfernt von dem Eimer, der für ihre Notdurft diente. Loi ahmte seine Schwester nach. Sorgfältig lagerte er seine Gaben neben Laes. Mary konnte die Dankbarkeit in ihren Augen sehen, während sie zärtlich über die saubere Kleidung strichen.

„So“, Mary klatschte in die Hände, „und nun wird es Zeit für den Unterricht. Es wird viel besser sein, wenn ihr euch verständigen könnt. In Thailand sprechen viele Menschen Englisch.“

Mary holte das Lehrbuch, die Stifte und die Hefte hervor. Auf jeder Seite war jeweils ein Buchstabe vorgeschrieben, den es auf einigen freien Zeilen zu üben galt. Mary begann mit den Erklärungen. Lae hing an ihren Lippen und saugte jedes ihrer Worte auf. Loi lachte oft ausgelassen über Marys Bewegungen, mit denen sie den Inhalt ihrer Worte unterstrich. Er erntete damit hin und wieder einen mahnenden Augenaufschlag seiner Schwester, der das Lachen wie eine dicke Decke erstickte. Schon kurze Zeit später kicherte er aber erneut. Für ihn war dies ein äußerst

unterhaltsames Spiel. Während es in der Zelle dunkel wurde, versorgte Mary die Kinder mit weiteren Lebensmitteln für das Abendessen sowie das Frühstück und verabschiedete sich schweren Herzens von den Geschwistern.

* * *

Mary verbrachte vierzehn Tage mit Lae und Loi. Laes Eiterbeulen verheilten und ihre Englischkenntnisse wuchsen mit jeder Stunde. Selbst Loi schrieb einige Buchstaben und plapperte voller kindlichem Frohsinn ein paar Worte und Phrasen. Am fünfzehnten Tag waren die Kinder verschwunden. Es blieb Mary nichts anderes übrig, als für sie zu beten.

3.

Bird, Pattaya 1998

Bird weinte. Er kauerte in dem umgekippten Plastikfass, klammerte die Arme fest um die angezogenen Beine und stützte die Stirn auf die knöchigen Knie. Der tropische Regen strömte vom Himmel, hielt jedoch nicht mit dem Fluss seiner Tränen stand. Die Beleidigungen der Kinder zogen in Form düsterer Schatten durch seinen Kopf und verwirbelten mit den orkanartigen Beschimpfungen seines Stiefvaters.

Seine Mitschüler hatten ihn wieder einmal wegen seiner zierlichen Gestalt gehänselt. Er war mindestens zehn Zentimeter kleiner als die anderen Jungen in seiner Klasse, sogar einen ganzen Kopf kleiner als der größte Junge. Seine weichen Gesichtszüge glichen denen eines Mädchens und zogen den Spott seiner Klassenkameraden an wie ein Suppenknochen einen ausgehungerten Hund. Dass es sich bei ihm um einen Jungen handelte, erkannte man nur an seinem kurzgeschorenen schwarzen Haar und seiner Kleidung. Wie die anderen Jungen trug er in der Schule die vorgeschriebene Uniform bestehend aus einer dunkelblauen, knielangen Hose, einem weißen, kurzärmeligen Hemd, einem blauen Halstuch, weißen Socken und schwarzen Halbschuhen.

Für gewöhnlich kam Bird um vier Uhr nach dem Unterricht nach Hause und erledigte blitzschnell seine Hausaufgaben. Anschließend webte er mit seiner Schwester Nam Perlenarmbänder, um seinen Teil zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Seine Mutter ordnete auf schlichten Holzbrettern Nägel an, die als Halt für die Grundfäden dienten. An diesen befestigten die Kinder stundenlang winzige, bunte Glasperlen mit Hilfe von Nadel und Faden.

Abends zogen Bird und Nam über die Beach Road und boten die glitzernden Bänder Touristen an. Das meiste Glück beim Verkauf winkte den Geschwistern, wenn es ihnen gelang, sich unauffällig in einem Restaurant an einen Tisch zu schleichen, an dem Touristen mit Kindern saßen. Oft kauften die Eltern für ihre Töchter ein Armband. Vom Personal wurden sie zwar, falls sie ihnen auffielen, aus den Restaurants vertrieben, aber es gab einfach unendlich viele in Pattaya. Zudem besaßen die Geschwister die Gabe, sich leise wie Katzen heranzupirschen.

Nam schaffte es ständig, mehr Armbänder zu verkaufen als Bird, weshalb er den Unwillen und die Schimpftiraden des Stiefvaters erntete. Er wusste nicht, warum es seiner Schwester gelang, eine größere Anzahl Armbänder unter die Leute zu

bringen. Vielleicht fanden die Touristen ein kleines Mädchen einfach niedlicher als einen kleinen Jungen, oder sie erregte ein höheres Maß an Mitleid, weil sie jünger war als er. Sie war sechs Jahre alt und er schon acht. Bird liebte seine kleine Schwester aufrichtig. Ihre Fröhlichkeit und ihr unbeschwertes Kichern steckten ihn häufig an und holten ihn aus seiner Traurigkeit.

An diesem Abend war er abermals mit einem kärglichen Betrag zurückgekehrt. Nur zwei Armbänder hatten den Besitzer gewechselt, und so händigte er dem Stiefvater lediglich zwanzig Baht aus. Nam hingegen übergab ihm fünfzig Baht.

„Sieh dir deine Schwester an“, stichelte der Stiefvater. „Sie versteht es besser, Geschäfte zu machen als du. Dabei bist du älter und außerdem ein Junge. Du hast nichts im Kopf. Du bist ein vollkommener Idiot. Ein Trottel!“ Er holte Luft und spie die nächsten Gemeinheiten aus wie ein Drache das Feuer. „Du bist zu nichts nütze. Du Schmarotzer!“

Verschämt schlug Bird die Lider nieder, ohne etwas zu erwidern. Er hoffte, es würde bei den peitschenden Worten bleiben und die Faust des Mannes kein zusätzliches Salz in die offenen Wunden streuen. Bird roch den Alkohol im Atem seines Stiefvaters, während dieser seiner Verachtung freien Lauf ließ.

„Du bist weniger wert als ein streunender Straßenkötter. Niemand braucht oder will dich!“

Bird schossen die Tränen in die Augen, aber er wollte vor seinen Stiefbrüdern, die das grausame Schauspiel verfolgten, sein Gesicht nicht noch mehr verlieren. Der Mann benötigte wieder einmal ein Ventil für seine Wut, weil die Familie vor dem Ruin stand. Diese Tatsache durchschaute Bird leichter als ein Fenster ohne Glas.

Sein Stiefvater hatte ein kleines Haus auf einem unbebauten Grundstück in Pattaya errichtet, jedoch ohne sich um irgendwelche Eigentumsrechte zu kümmern. So verfuhr viele. Nun wollte der Eigentümer das Land verkaufen, und sie mussten dringend umziehen. Mit dem geringen Einkommen führte der Weg direkt in die Slums. Birds Stiefvater arbeitete als Motorrad-Taxifahrer und verdiente knapp zweihundert Baht am Tag. Seine Mutter putzte auf einem Markt, wofür sie sechstausend Baht im Monat erhielt.

Bird verstand die Traurigkeit, Verärgerung und Verzweiflung seines Stiefvaters. Er fühlte sich ebenso unglücklich, und die Angst vor der Zukunft drückte ihm oft die Kehle zu. Er begriff aber nicht, weshalb der Mann andauernd nur auf ihn losging.

Der Stiefvater hatte zwei Söhne mit in die Ehe gebracht. Bird lernte im

Handumdrehen, sich niemals mit ihnen anzulegen. Die Jungen waren älter und erheblich stärker als er und genossen die uneingeschränkte Zuneigung des Vaters. Binnen kürzester Zeit erfuhr Bird die Ablehnung des Hausherrn. Selbst in normalen Familien war es für einen drittgeborenen Sohn nicht leicht. Einen Stiefsohn erwischte es noch viel schlimmer.

„Du verschwindest noch heute Nacht aus meinem Haus.“

Die Drohung des Vaters hing wie ein schwerer Gewitterhimmel in der Luft, und Bird wagte kaum zu atmen. Er wusste nicht, wie ernst es dem Mann war. Um sich in Sicherheit vor weiteren Erniedrigungen und eventuellen Schlägen zu bringen, stürmte Bird aus der Tür und versteckte sich in dem Fass, das ihm häufig Zuflucht gewährte. Irgendjemand hatte den blauen Behälter unweit von Birds Haus weggeschmissen, da er vereinzelte Risse aufwies und als Sammelstelle für Regenwasser nicht mehr brauchbar war. Bird spürte, wie der Regen sich durch die Schlitze ins Fass drängte und seinen Rücken durchnässte. Er wiegte sich vor und zurück, soweit es die Enge zuließ. Die schaukelnde Bewegung weckte die Erinnerung an seinen Vater, der ihn als Kleinkind oft auf den Schoß genommen hatte. Mal sanft, mal wild hatte er ihn gewiegt – im jeweiligen Takt der vielen Lieder, die er ihm vorsang.

Sein Vater Atid hatte ihm stets Zuneigung und Freundlichkeit entgegengebracht. Ständig schwirrte sein klares Lachen durch die Luft, wenn er versuchte, seinem Sohn Takraw – eine traditionelle Ballsportart, die dem Volleyball ähnelte – beizubringen. Allerdings durfte Bird den Ball nicht mit den Händen über das Netz spielen, sondern nur mit den Füßen, den Knien, der Brust oder dem Kopf.

Bird vollführte in seinem kindlichen Elan die tollkühnsten Verrenkungen, ohne den Rattanball zu treffen. Stattdessen landete er umso öfter auf der ausgedörrten Erde. Wenn er sich verletzte, half sein Vater ihm auf, klopfte ihm liebevoll den Staub von der Hose und ermunterte ihn zum Weiterspielen. Am liebsten mochte er, wenn sein Vater den Ball vor ihm positionierte, damit er ihn mit seinem kleinen Fuß hoch in die Luft befördern konnte.

Bird hatte seinen Vater allzeit bewundert. Nicht nur wegen seiner schönen Stimme und weil er so gut Takraw spielte, sondern darüber hinaus, weil er einige Brocken Englisch sprach, das sich so ganz anders anhörte als das vertraute Thai. Atid arbeitete als Fahrer bei einer großen internationalen Company. Jeden Morgen fuhr er mit seinem Moped in eine der vornehmen Wohnanlagen, in denen die

Farangs lebten. Dort parkte der Wagen, mit dem er einen Engländer am Morgen zur Arbeit brachte und am Abend abholte. Solange der Farang in seinem Büro arbeitete, diente Atid dem Rest der ausländischen Familie. Manchmal kutscherte er die Frau zum Einkaufen nach Pattaya oder Bangkok. Dann erzählte er Bird am Abend voller Gestik und Mimik von all den atemraubenden Dingen, die es in der Hauptstadt zu sehen gab. Wenn die Frau Atid nicht beanspruchte, kam er meistens nach Hause und spielte mit seinem Sprössling. Leider verbrachte er die restliche Zeit beim Glücksspiel.

Obgleich der Buddhismus das Glücksspiel untersagte und es von der thailändischen Regierung per Gesetz als Straftat verfolgt wurde, verband Atid, wie so viele andere Thai-Männer, eine tiefe Liaison mit dem verbotenen Spiel⁵. Besonders mochte er die Hahnenkämpfe, die in Thailand Volkssport waren und in vielen Hinterhöfen Pattayas stattfanden. An einem Sonntagnachmittag verließ er aufgeregt das Haus, weil der beste Kampfhahn aus Rayong anreisen sollte, um gegen den König von Pattaya anzutreten.

Was genau geschah, kam niemals ans Tageslicht. Zwischen manchen Männern aus Rayong und Pattaya entzündete sich angeblich ein Streit. Obwohl die Männer ihrer Mentalität entsprechend recht friedliebend waren, kam es wahrscheinlich zu einem Gesichtsverlust, der wie so oft Aggressionen heraufbeschwor. Irgendjemand ritzte Atid mit einer abgeschlagenen Flasche die Halsschlagader auf, und sein Blut durchtränkte eilig die ausgedörrte Erde. Noch bevor es sich mit dem Blut der Hähne mischte, leerte sich der Schauplatz schlagartig aus Furcht vor der Polizei. Atid war erst achtundzwanzig Jahre alt, als das Leben aus ihm herausprudelte.

Von seinem Versteck aus beobachtete Bird einen Straßenhund, der versuchte, unter einem dichten Busch einen dürftigen Schutz vor dem Regen zu finden. Durch dessen Not wurde er von seinem eigenen Elend abgelenkt. Der Hund tat ihm leid. Leider war in der Tonne kaum Platz für sie beide. Wenn er sich noch kleiner zusammenrollte, konnte es klappen. Bird überlegte noch, wie er den Hund zu sich locken konnte, als er eine Hand spürte, die sich schmerzhaft um sein Handgelenk krallte. Noch viel qualvoller trafen ihn die darauf folgenden Anweisungen.

„Komm da raus“, zischte seine Mutter. „Es ist Zeit für dich, zu verschwinden.“

⁵ König Chulalongkorn (Rama V.), *20. September 1853, †23. Oktober 1910 führte zahlreiche Reformen durch. Die wichtigsten waren die stufenweise Abschaffung der Sklaverei, die Einführung eines Staatsrates sowie die Veräußerung von regierungseigenen Opiumhöhlen und Spielsalons.

Ende der Leseprobe